

# DER FELS

Jürgen Liminski:  
Gigant der Geschichte

S. 307

Ursula Zöller:  
Es beginnt mit einem Lächeln

S. 310

Leo Kardinal Scheffczyk:  
Eucharistie – eine gestaltende Kraft  
des Ehebundes

S. 311

Katholisches Wort in die Zeit

34. Jahr Nr. 11 November 2003



## INHALT:

**Jürgen Liminski:**  
Gigant der Geschichte ..... 307

**Ursula Zöllner:**  
Es beginnt mit einem Lächeln ..... 310

**Leo Kardinal Scheffczyk:**  
Eucharistie – gestaltende Kraft  
des Ehebundes *Schluß* ..... 311

**Stephan Georg Schmidt:**  
In persona Christi –  
Diener unserer Heiligkeit ..... 315

**Dr. Alexander Desecar**  
Die Psalmen – Gebete Israels  
und Gebete der Kirche ..... 319

**Prof. Dr. Manfred Spieker:**  
Katholische Kirche und Schwangeren-  
konfliktberatung in Deutschland ..... 322

**Jürgen Liminski:**  
Familienwohl und Gemeinwohl ..... 325

Auf dem Prüfstand ..... 328  
Zeit im Spektrum ..... 330  
Bücher ..... 332  
Forum der Leser ..... 334

**Impressum „Der Fels“ November 2003 Seite 335**

**Titelbild:** Festtagsikone Die hl. Dreifaltigkeit, Beschreibung Seite 318; Foto: Heinrich Hintermann, Waldkirch

**Fotos:** 307, 308, 310 (unten) Kirche in Not/Ostpriesterhilfe; 309, 326, 327 G. Romano: Papst Johannes Paul II., Tafel 7 u. 8, S. 64, L. Buchverlag, München 2000; 310 Postkarte M. Ferrari; 312 R. Gindert; 314 Kalender Heilige Familie, 1995 Emailarbeiten: Eginio G. Weinert, Ursula Werkstätten GmbH, 50668 Köln; 316 Archiv; 317 E. Kapellari: Heilig Zeichen, Verlag Styria 1997, S. 136; 320 Die Psalmen, Belsler Verlag, 1997, S. 127; 322 Spieker; 323 KNA-Bild; 336 Text- und Bildquelle: Edgar Christoffel, „Der Weg durch die Nacht“ Neo-Verlag, Trier 1983, ISBN 3-923794-00-2



*Liebe Leser,*

„Habt keine Angst, öffnet die Tore weit für Christus!“ rief der neugewählte Papst Johannes Paul II. 1978 den Menschen auf dem Petersplatz zu. Im Vertrauen auf das Wort „Ich bin bei Euch alle Tage bis zum Ende Welt“ ruft er seitdem zur Neuevangelisierung und Umkehr auf. Wenn Christus alle Tage anwesend ist, gilt das für die Zeiten des Niedergangs der Kirche wie für ihre Blütezeiten. Was macht den Unterschied aus? Er besteht offensichtlich darin, dass sich die Menschen in dem einen Fall Christus öffnen, im anderen Fall verweigern. Hatte der eine Schächer am Kreuz nicht die gleiche Chance wie der andere? Er hatte sie. Blicken wir uns um, so sehen wir einen Friedhof vertaner Chancen und verweigerter Gnade. Und neue Versäumnisse kommen hinzu. Dafür wenige Beispiele:

Die zentrale Bedeutung der Liturgie für das religiöse Leben ist unbestritten, ebenso, dass es in den letzten Jahrzehnten Fehlentwicklungen gegeben hat. Rom kündigt Korrekturen an. Noch bevor solche vorliegen, interveniert das ZdK bei den deutschen Bischöfen, damit sich womöglich nichts ändert.

Das zusammenwachsende Europa gibt sich eine Verfassung ohne Gottesbezug, obwohl die politischen Verantwortungs-träger nach Nationalsozialismus und Kommunismus wissen, wohin „eine Staats- und Gesellschaftsordnung ohne Gott, ohne Gewissen und ohne Achtung vor der Würde des Menschen die Überlebenden des zweiten Weltkrieges geführt hat (Präambel

der bayer. Verfassung). Der Laizismus ist seit der Französischen Revolution die politische Religion der Liberalen. Es ist die Ideologie, wonach das öffentliche Leben mit Religion nichts zu tun haben soll, obwohl die ganze Existenz der Europäer davon geprägt ist.

Die Kirche darf den Menschen, wie Romano Guardini gesagt hat, nicht im Stich lassen. Auch deswegen sind die Anstrengungen zur Rechristianisierung notwendig. Und sie ist möglich. Dafür gibt es Belege. Als das religiöse Leben in der Reformationszeit des 16. Jahrhunderts weithin am Boden lag, entstanden neue kraftvolle geistliche Bewegungen und Reformorden. So waren wenige Jahre, nachdem Ignatius von Loyola seine Gemeinschaft gegründet hatte, die Jesuiten an allen Brennpunkten des Geschehens. Sie waren an Schulen und Universitäten präsent. Sie standen im Einsatz von Südamerika bis Indien, Japan und China. Die Reformbischöfe und katholisch gebliebene Fürsten rissen sich geradezu um sie, förderten sie und gaben so der Reform Raum. Auch heute gibt es missionarisch eingestellte neue geistliche Bewegungen. Wo sie von Bischöfen unterstützt werden, in Pfarreien eingeladen werden, fasst die Neuevangelisierung Tritt. Wir bewegen uns in der Zeit. Auch die Gnade braucht ihre Zeitchance. Der Monat November erinnert uns daran, dass die Zeit ein Ende hat. Das ist wohl der Grund, warum der große Visionär Johannes Paul II. in seinen Appellen, noch eindringlicher als zu Beginn seines Pontifikates, den Menschen in Europa die befreiende Botschaft des Evangeliums vor Augen stellt. Er versucht den Menschen eine neue Hoffnung zu geben, die im stillen Glaubensabfall vor sich hinleben, so als ob es keinen Gott gäbe. Es liegt an uns, diese Botschaft aufzugreifen.

Mit freundlichen Grüßen  
aus Kaufering  
Ihr Hubert Gindert

# Gigant der Geschichte

25 Jahre Johannes Paul II. – Erste Summe eines historischen Pontifikats

Ein Jubelruf von Jürgen Liminski

Wo soll man beginnen? 14 Enzykliken hat er geschrieben und mehr als 90 Apostolische Schreiben, Ermahnungen und Konstitutionen, auf mehr als hundert Reisen hat er über 130 Länder besucht, fast fünfhundert Persönlichkeiten hat er heilig- und 1300 seliggesprochen, Millionen Jugendliche versammelt und begeistert, in Manila feierte er mit vier Millionen Menschen die größte Messe aller Zeiten, er hat Bücher geschrieben, die Kirche reformiert, mehr als 200 Kardinäle ernannt, ein Attentat überlebt, den Niedergang des Kommunismus herbeigeführt und die Trennung Europas überwunden. Er hat die Kirche mit dem Judentum versöhnt und den Glauben mit der Wissenschaft, er hat die Versöhnung mit der orthodoxen Kirche vorangetrieben, den Dialog der Religionen belebt, Friedensinitiativen gestartet, den Wert der Familie ins Bewusstsein gehoben und den Menschenrechten in vielen Teilen der Welt Gehör verschafft.

Johannes Paul II. hat Geschichte geschrieben und gestaltet, er selbst ist zu Lebzeiten ein Gigant nicht nur des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern der Geschichte der Kirche und der Menschen geworden. Ein Mann der Superlative, der dennoch immer auf den wies, den er vertritt, ein Medienstar in den ersten Jahren, ein Märtyrer in den weiteren, als deutlich wurde, dass er die Wahrheit kompromisslos vertritt. Ein

Mensch, an dem sich die Geister scheiden, der aber durch seine Menschlichkeit überzeugt, in der Stärke der ersten Jahre ebenso wie in der Gebrechlichkeit der späteren. In ihm wurde Gestalt, was er selber schrieb: „Auf dieser Erde hat es immer Männer und Frauen gegeben und es gibt sie auch heute, die wissen, dass ihr ganzes Leben nur dann einen Wert und einen Sinn hat, insofern es eine Ant-



Nach der Wahl: der neue Papst und sein früherer Primas Kardinal Wjśzjnski

wort ist auf die Frage: Liebst du, liebst du mich? Diese Männer und Frauen geben ihre Antwort auf totale und perfekte Weise, heldenhaft, oder auch auf ganz gewöhn-

liche Art, im Alltag. Aber sie wissen: Nur dank dieser Frage ist das menschliche Leben wert gelebt zu werden“.

Johannes Paul II. gibt eine heldenhafte Antwort. Je älter er wird und je stärker die Krankheit ihn beugt und zeichnet, umso heldenhafter und authentischer erscheint er denen, die in ihrem Leben auch eine Antwort auf diese alles entscheidende Frage geben wollen, die Christus dem Petrus dreimal gestellt hat. Diese Frage entscheidet über unser Menschsein und über unsere Beziehung zu Gott, der, wie Johannes sagt, die Liebe ist. Sie entscheidet auch über unsere Beziehung zu anderen Menschen. In ihrem Licht sah und sieht Johannes Paul II. sein Wirken.

Sein Wirken in der Geschichte ist auf den ersten Blick so vielfältig, dass es schwer fällt, eine Linie durch das gesamte Vierteljahrhundert zu erkennen. Aber es gibt sie. Im Mittelpunkt der Liebesfrage steht der Mensch, zunächst in seiner Beziehung zu Gott, dann zu seinen Mitmenschen. Deshalb kann man als zentrale Begriffe dieses Pontifikats zum einen die Gerechtigkeit, zum anderen die Barmherzigkeit nennen. Beides, der übernatürliche Aspekt und der innerweltliche, machen das Menschsein aus. In die-

sem Sinn kann man auch die erste Enzyklika des Papstes sehen, sie handelt vom Erlöser des Menschen, vom menschengewordenen Gott, redemptor hominis.

Die Experten der Philosophie von Johannes Paul II. fassen sein Denken in den Begriff „Metaphysik der Person“. So heißt auch das Werk, das anlässlich des Silberjubiläums im Vatikan vorgestellt wurde. In dem 1200-seitigen Band werden zum ersten Mal alle philosophischen Aufsätze Wojtylas von 1948 bis 1978 zusammengetragen, angefangen von seiner Promotion am „Angelicum“, der von den Dominikanern geleiteten Universität in Rom, bis hin zu seiner Papstwahl. Die wichtigsten Schriften stammen aus seinen Jahren als Professor an der Universität Lublin. Etwa: „*Doctrina de fide apud S. Joannem de Cruce*“ 1948; oder „*Auswertung der Möglichkeit der Erstellung einer christlichen Ethik auf der Grundlage des Systems von Max Scheler*“ 1954; ferner „*Liebe und Verantwortung*“ 1960 und „*Person und Akt*“ 1969.

Der italienische Philosoph Rocco Buttiglione sagte bei der Vorstellung: „Das Denken Karol Wojtylas kann nur vor dem Hintergrund des Zweiten Vatikanischen Konzils verstanden werden.“ Buttiglione, derzeit italienischer Minister für europäische Angelegenheiten, ist der Meinung, man müsse die Philosophie des Papstes als eine Art Versöhnungsversuch zwischen Kirche und Moderne verstehen. Buttiglione ist der erste Autor, der das Gedankengut Karol Wojtylas kommentiert hatte. Für den Philosophen Wojtyla sei „die Person mit dem Sein und das Sein mit der Person“ gleichzusetzen, ein Novum, das als Metaphysik der Person bezeichnet werden könne, da man diese beiden Begriffe früher eher gegensätzlich verstanden habe. Wojtyla hingegen plädierte für deren Einheit. Giovanni Reale, Mitherausgeber des Buches, sieht den Kern der Philosophie Wojtylas eher in der menschlichen Person selbst: „Dank der christlichen Botschaft hat der Mensch ent-

deckt, dass er als Person einen absoluten Wert besitzt.“ Nur selten seien Werke verfasst worden, „die den Menschen so entschlossen und überzeugend verteidigen.“

Das kam schon bei seiner ersten Predigt als Papst zum Ausdruck, als Johannes Paul II. ausrief: „Mit welcher Ehrfurcht muss ein Apostel Christi das Wort aussprechen:



*Der Papst und die Familie, ein Dauerthema des Pontifikats. Hier Johannes Paul II. im gemeinsamen Rosenkranzgebet mit einer Familie*

Mensch“. Für Christen gebe es keinen Grund, Angst zu haben. Gott habe die ganze Menschlichkeit geliebt, in seiner ganzen Menschlichkeit müsse man Christus auf- und annehmen. Von dieser anspruchsvollen Warte aus sieht und ordnet Johannes Paul II. das Leben der Gesellschaft. In der Metaphysik der Person hat die Gerechtigkeit ihre tiefste Wurzel und Begründung.

Bislang galt, auch in der Kirche, immer die Formel des Augustinus: Der Friede ist ein Werk der Gerechtigkeit. Johannes Paul II. hat ihr einen Zusatz gegeben, indem er der Gerechtigkeit auch das Element der Vergebung beifügte, ohne die der Friede keinen Bestand haben könne. Die menschliche Vergebung hat eine Steigerungsoption: Die göttliche Barmherzigkeit. Es klang fast beschwörend, als der Papst im Sommer 2002 in Polen die von Rechtlosigkeit und Gewalt zerrissene Welt der Barmherzigkeit Gottes anheim stellte. Das klang zunächst nach Resignation, etwa in dem Sinn, dass die Menschen der Vergebung,

mithin der Friedenssuche nicht mehr fähig seien. Aber die Losung von Krakau ist nur eine Folge des pontificalen Denkens dieses Papstes. Rastlos hat er in den 25 Jahren seit seiner Wahl versucht, Frieden zu schaffen und Hoffnung zu vermitteln. Wie kein anderer hat er die Kirche umgepflügt und inhaltlich auf die Herausforderungen der Welt von heute vorbereitet. Ob sie wirklich fit ist, wird die Zukunft zeigen. Aber niemand wird diesem Papst nachsagen können, er habe nicht alles gegeben, um Frieden zu stiften. Und schon Thomas von Aquin definierte: Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit ist Grausamkeit. Johannes Paul II. steht also durchaus in der Linie der großen Kirchenlehrer, und sein Appell hat mit Altersweisheit oder gar Resignation nichts zu tun. Der Mantel der Barmherzigkeit Gottes soll seine und die Schwächen der Menschen überdecken. Diese über-

den Tag, vielleicht sogar den letzten Tag hinausweisende Botschaft mag, zusammen mit der sichtbaren körperlichen Gebrechlichkeit dieses Mannes, einen Hauch des Abschieds spüren lassen. Sicher, der 83jährige kranke Mann weiß, dass seine Zeit abläuft. Aber die letzten Dinge scheinen ihn eher zu beflügeln, die Botschaft dessen, den er vertritt, noch deutlicher, noch spürbarer, noch lebensnäher und noch kürzer zu formulieren. Die dichteste Formel verkündete er in Polen: „In der Barmherzigkeit Gottes wird die Welt Frieden und der Mensch Glück finden“. Friede, Glückseligkeit, Furchtlosigkeit – das sind die Stichworte des Alternativprogramms des Papstes zur Zerrissenheit der Welt, ein Programm, das nach seinen Worten trotz aller menschlichen Anstrengungen in den offenen Händen Gottes liegt.

Damit können nicht alle etwas anfangen. Das ist auch eine Frage des Glaubens. Aber von der ersten Losung „Fürchtet Euch nicht“ bis zum Aufruf, sich der Güte Gottes

anzuvertrauen, zieht sich eine gerade Linie für den Menschen. Es ist der Weg Christi, der Weg der Wahrheit. Auf diesem Weg begegnet der Mensch auch der Wissenschaft. Schon wenige Monate nach dem Konklave von 1978 prägte Johannes Paul II. das Wort: „Wissenschaft und Glaube sind beide ein Gottesgeschenk.“ Der Papst versöhnte die lange Zeit vom Glauben entfremdete Wissenschaft mit der Kirche, indem er Wissenschaft und Technik streng voneinander trennte: Wissenschaft als Studium der Logik, die innerhalb der Schöpfung zu erkennen ist und Technik als die Umsetzung der Wissenschaft für gute oder böse Zwecke. In einer Botschaft an die World Federation of Scientists schrieb Johannes Paul II. in diesem Sinn: „Nach Galileo kann der Mensch durch die Technik, die er selbst erfunden hat, zu Tode kommen, aber nicht durch die Wahrheit, die er entdeckt hat.“ Nicht nur durch die Rehabilitierung Galileo Galileis, sondern auch durch ein vertieftes Verständnis dieses Wissenschaftlers stiftete dieses Pontifikat eine neue Allianz zwischen Glauben und Wissenschaft. Am 30. März 1979 empfing der Papst eine Gruppe Physiker im Vatikan und sagte ihnen, die Wissenschaft sei „durch einen Glaubensakt entstanden. In der Tat hat Galileo die Steine untersucht, um die Logik der Schöpfung zu begreifen.“ Papst Johannes Paul II. hat diesem Thema sogar eine Enzyklika gewidmet: *Fides et Ratio* (1998).

Johannes Paul II. ist der Papst der Menschlichkeit, ein Zeuge der Güte Gottes. Er ist sich und Gott immer treu geblieben in diesen 25 Jahren. Das ist auch bis in Kleinigkeiten spürbar. Das Bild des Pilgers oder Seefahrers fasziniert ihn. *Duc in altum* heißt seine jüngste Losung. Sie schließt den Kreis zum ersten Aufruf zur Furchtlosigkeit. Ohne Furcht sollen die Jünger Christi sich weite Ziele stecken auf ihrer Fahrt durch das Leben. Stecht hinaus auf die hohe See – die Losung erinnert an ein Lied, „Das Schiff“, den Hymnus der jungen katholischen Bewegung Polens „Oasis“. In der Hymne heißt es: „Vom Ufer stoße ich mein Boot ab, mein Gott, da Du mich bei Dir wünschst“. Dieses

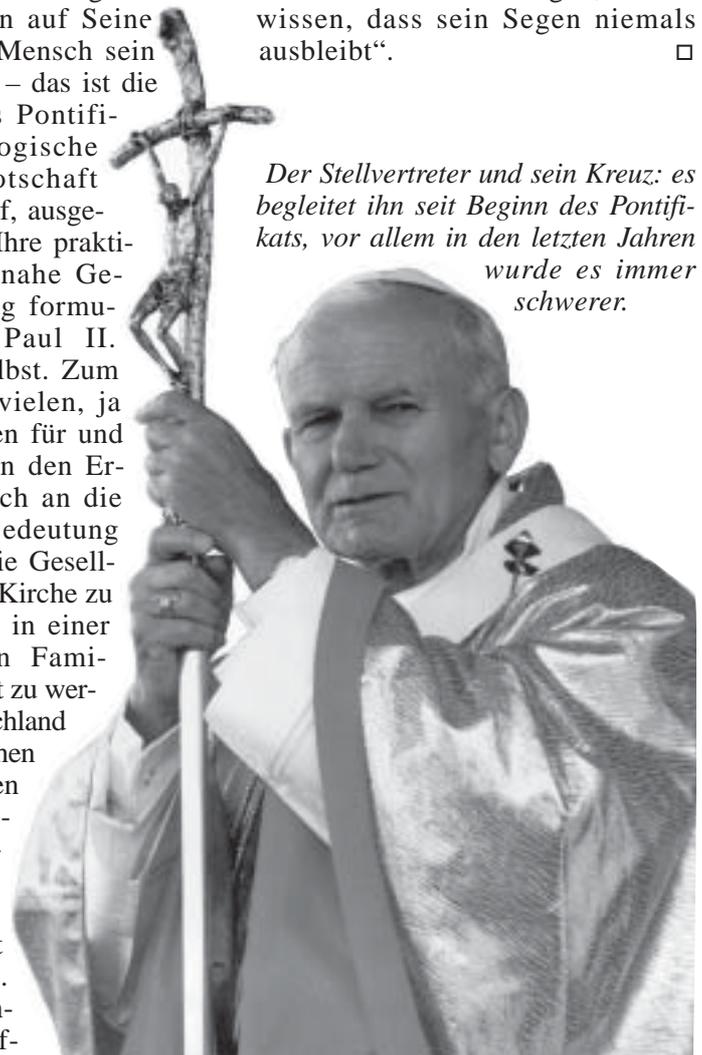
Lied, so der Papst jüngst bei einer Mittwochsaudienz, „hörte ich, als ich Polen vor 25 Jahren verließ. Es klang in meinen Ohren, als ich das Verdikt des Konklaves vernahm“, – dass er am 16. Oktober 1978 zum 263. Nachfolger des Petrus gewählt worden war. Habt keine Angst hinauszufahren auf die hohe See, sagt er heute. Angst ist keine Schande. Auch er hatte sie. „Wie konnte ich – menschlich betrachtet – nicht zittern?“, sagte er in seiner ersten Ansprache vor 25 Jahren, „wie konnte die Last einer so großen Verantwortung mich nicht erdrücken? Es war nötig gewesen, zur göttlichen Barmherzigkeit Zuflucht zu nehmen, damit ich auf die Frage: Nimmst Du an? vertrauensvoll antworten konnte: „Im Gehorsam des Glaubens, im Angesicht Jesu Christi, meines Herrn, mich der Mutter Gottes und der Kirche anvertrauend und der großen Schwierigkeiten bewusst, nehme ich an“.

Die Annahme der Fügung Gottes in den jeweiligen Umständen und trotz aller Schwierigkeiten, im Vertrauen auf Seine Barmherzigkeit, Mensch sein im Antlitz Gottes – das ist die Botschaft dieses Pontifikats. Die theologische Tiefe dieser Botschaft wartet noch darauf, ausgelotet zu werden. Ihre praktische und lebensnahe Gebrauchsanweisung formuliert Johannes Paul II. immer wieder selbst. Zum Beispiel in den vielen, ja zahllosen Aufrufen für und an die Familie, in den Ermahnungen – auch an die Christen – die Bedeutung der Familie für die Gesellschaft und für die Kirche zu erkennen und ihr in einer verständnisvollen Familienpastoral gerecht zu werden, was in Deutschland und auch in manchen geistlichen Familien (noch) nicht geschieht. Die Familie ist der Weg der Kirche, schrieb er. Ohne sie gibt es keine Zukunft. Die westlichen Industriegesellschaft

beginnen diese Wahrheit ahnungsvoll zu spüren, und es ist geradezu symptomatisch, dass sich die Kraftzentren der Kirche während dieses Pontifikats immer mehr in Regionen verlagern, in denen die Kultur des Lebens praktiziert wird, vor allem in Lateinamerika. Hier ist die Schwelle der Hoffnung überschritten, in Europa tritt man auf der Stelle.

*Duc in altum* und fürchtet euch nicht – es ist eine Botschaft für die Welt und für jeden Einzelnen. Auch wenn manche Kirchenprovinzen oder geistliche Gemeinschaften sich aus Hybris, Ignoranz oder Weltfremdheit vom frischen Wind dieses Pontifikats nicht erfassen lassen und deshalb am Rand des Weges verweilen, diese Kirche wird geführt. Für den Papst nicht nur von Menschenhand – auch das eine aktuelle, in die Zukunftweisende Erkenntnis des Stellvertreters. Denn Kind Gottes sein bedeute, so wiederholte er in der Festwoche seines Jubiläums, „dass wir unser ganzes Sein in die Hand des Vaters legen, da wir wissen, dass sein Segen niemals ausbleibt“.

*Der Stellvertreter und sein Kreuz: es begleitet ihn seit Beginn des Pontifikats, vor allem in den letzten Jahren wurde es immer schwerer.*





# Es beginnt mit einem Lächeln

*Zur Seligsprechung von Mutter Teresa*

*Von Ursula Zöller*

**S**ie hatte eine besondere Anziehungskraft. Sie war klein, gebückt, ihr Gesicht trug die tiefen Lebenslinien des Alters, ihre Hände waren oft von einem Rosenkranz umschlungen. Der Beutel an ihrem Arm war ärmlich, aber für sie als Handarbeit ihrer Leprakranken kostbar, ihre blaue Strickjacke war ordentlich, aber nicht schön.

Die Ordensfrau im weißen Sari mit den drei blauen Streifen in der Farbe des Himmels sprach mit leiser Stimme, und unglaublich viele Menschen hörten ihr zu, Sie schenkte den Menschen ein Lächeln und sie waren von ihr fasziniert. „Lass nicht zu, dass du einen Menschen triffst, der nach der Begegnung mit dir nicht glücklicher ist als vorher! – das war einer der Leitsätze von Mutter Teresa.

Jene, die sie glücklicher machte, waren oft gerade solche Menschen, denen man natürlicherweise lieber ausweichen möchte, Es waren die Bettler auf den Straßen Kalkuttas, die Obdachlosen, die nicht einmal eine Gelegenheit hatten, sich und die Fetzen an ihrem Leib von Zeit zu Zeit zu waschen; es waren die Leprakranken, die auf dem Boden liegenden Sterbenden. Es waren Menschen mit dem Geruch der Armut, mit den Zeichen der Krankheit, der Apathie der scheinbar Verlorenen und den schon fast gebrochenen Augen des Todes.

Es war jener Mann, den die Schwestern in ihr Haus für Sterbende brachten; seine Wunden waren von Würmern übersät. Mutter Teresa wusch ihn – wie so viele nach ihm – vorsichtig und liebevoll. Nicht nur,

weil ihr dieser Mensch leid tat, sondern vor allem auch, weil sie in ihm Christus sah, der sich in jedem Menschen in Not verbirgt.

Ob er sehr leide, fragte Mutter Teresa den Mann, wohl wissend, dass es kaum anders sein konnte und dass er daher auf ein mitfühlendes Wort von ihr wartete.

„Ja, sehr.“ sagte er, Doch dann fügte er einen Satz hinzu, den sie nie mehr vergessen konnte: „Aber ich bin glücklich. Ich habe nie in einem Haus gewohnt, ich habe gelebt wie die Tiere. Doch jetzt, umgeben von so viel Liebe, werde ich sterben wie ein Engel.“

Sterben wie ein Engel. Man nannte die Frau, die solch ein Sterben in Würde für ungezählte Menschen möglich machte, den Engel der Armen, Engel der Sterbenden.

Es war eine lange Nacht im Zug, die aus der sechsunddreißigjährigen Loretoschwester Teresa die Gründerin eines neuen Ordens, den „Missionarinnen der Nächstenliebe“ machte. In jener Nacht – unterwegs von Kalkutta nach Darjeeling, wo die junge Schwestern ihre jährlichen Exerzitien machen wollte – fühlte sie eine neue, weitergehende Berufung.

Natürlich hatte die albanische Ordensfrau in ihrer Wahlheimat Indien viel Elend gesehen. Natürlich wusste sie um die hungernden Kinder, die Bettler auf den Straßen der großen Städte. Doch die blutigen Freiheitskämpfe mit alleine 6000 Toten an einem Tag in Kalkutta, hatten die Not dramatisch gesteigert: So viele Tote in den Armenvierteln, wo der mörderische Mob unter wehrlosen Frauen, Kindern und alten Menschen seine Opfer gefunden hatte; so viele Menschen ohne irgendein Zuhause,

*Mutter Teresa und Pater Werenfried van Straaten im „Haus der Toten“ in Kalkutta 1959: Der Gründer des Hilfswerks von „Kirche in Not“ gilt als „Entdecker“ von Mutter Teresa. Er machte sie nach seiner Indienreise in Europa bekannt.*



ohne Geborgenheit. Der Aufstand hatte Kalkutta in eine Stadt der Elenen und Ausweglosen verwandelt.

Schwester Teresa konnte sich nicht mehr damit zufriedengeben, recht behütete Kinder zu unterrichten. Auch wenn einige ihrer Schülerinnen in dem der Schule benachbarten Slum freiwillige Dienste leisteten - es musste mehr geschehen. Gott wartete in den Blechhütten der Armen und neben dem auf der Straße liegenden Obdachlosen. Gott war in den Leprösen, und die niedergeschlagenen Augen der Ausgestoßenen waren auch seine Augen, denn „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

In jener langen Nacht im Zug wird aus Schwester Teresa eine Ordensgründerin. Freilich dauert es eine Weile, bis die Lehrerin die Erlaubnis erhält, außerhalb ihres Ordens als Schwester zu leben. Doch am 16. August 1948 wird aus ihr Mutter Teresa. Einen Tag nach dem Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, das sie noch mit ihren Mitschwestern feiert, geht sie zu den Menschen im Slum, die einstweilen nicht einmal ahnen, dass es einen Gott gibt, der für sie Mensch geworden ist, um sie als Person zu erlösen, ihren Leib und ihre Seele.

Mutter Teresa lebt im Slum, unterrichtet dort Kinder, findet bald die erste Mitschwester – eine ihrer Schülerinnen. Heute zählen zu ihrem Orden 4000 Schwestern in über 120 Ländern. Mutter-Teresa-Schwestern pflegen fast eine Million Kranke weltweit, darunter etwa 50.000 Leprakranke. In 20 Sterbehäusern werden Menschen aller Religionen liebevoll auf ihrem letzten, wichtigsten Weg begleitet. Sie nehmen eine zärtliche Berührung und ein Lächeln mit zu Gott, der ihnen in den Schwestern schon begegnet ist. Fast am Ende ihres irdischen Lebens erfahren sie zum ersten Mal, was Menschenwürde heißt. Mutter Teresa, für die Sterben Heimkehr zu Gott war – eine glückliche Heimkehr – zählt nun offiziell zur großen Schar der Seligen unserer Kirche. Heiligkeit, so hat sie gesagt, ist kein Luxus für einige wenige, sondern Pflicht für jeden Menschen, Sie beginnt ganz oft mit einem ansteckenden Lächeln und wird immer wieder zu einer großen, anziehenden Liebe. □

## Eucharistie – gestaltende Kraft des Ehebundes

*Schluß*

*Von Leo Kardinal Scheffczyk*

Schon die Ehe ist ja ein Gemeinschaftssakrament, eine *Communio* zwischen den Eheleuten in der Gnade Christi und unter Ihm. Aber es ist nicht zu verkennen, dass der in der Eucharistie stattfindenden *Communio* demgegenüber noch eine neuartige höhere Qualität zukommt. Hier in der Eucharistie ereignet sich nicht mehr nur eine gnadenhafte Gemeinschaft zwischen zwei Personen, sondern es geht um ein Gemeinschaftsgeschehen zwischen allen Gliedern des Leibes Christi und dem Haupt des Leibes, vertreten durch den Priester als Repräsentanten der ganzen Kirche. Die Ehe nimmt bei dem Vergleich mit der bei der Eucharistie anwesenden Gesamtkirche eben nur den Status der „Hauskirche“, des „Hausheiligtums“ ein, der „*ecclesiola*“, im Unterschied zur Gesamtkirche, der „*ecclesia*“, die bei der Feier der Eucharistie als ganze anwesend ist, und zwar auch in der kleinsten Gemeinde. Diese Anwesenheit ist eine ganzheitliche und totale, so dass Kirche bei jeder Eucharistiefeier auch mit ihrem inneren Wesen und ihrem ganzen Sein gegenwärtig ist: als glaubende, als in den Sakramenten konstituierte und als hierarchisch aufgebaute Gemeinschaft, worauf wiederum Johannes Paul II. in seiner neuesten Eucharistieenzyklika hingewiesen hat<sup>10</sup>. Nur weil die Kirche bei der Eucharistie als vollkommene Gemeinschaft feiernd anwesend ist, kann die Eucharistie als höchstes Zeichen dieser Einheit gelten und wirksam werden. Es genügt deshalb nicht, wie gelegentlich sogar von Bischöfen gesagt wird, dass man die Eucharistie jedem spenden könne, der an die Gegenwart Christi glaube und den Canon redlich mitsprechen könne. Der Betreffende muss vielmehr einschliessweise den ganzen

Glauben der Kirche bejahen, und er muss auch die hierarchische Struktur der Kirche mit der Apostolischen Sukzession in Wahrheit und Tat annehmen, worauf wiederum Johannes Paul II. in der Enzyklika „*Ecclesia de Eucharistia*“ hingewiesen hat<sup>11</sup>. Anders geurteilt, wäre bei der Eucharistiefeier die Gemeinschaft der Kirche gar nicht vorhanden und könnte auch nicht verstärkt und vollendet werden. Kardinal Meisner hat hierzu das treffende Wort gesprochen: „Wer die Eucharistie nimmt, muss auch den Papst nehmen“. Die Universalkirche umfängt die Personalkirche, die Einheit der Hauskirche wird in der Universalkirche vervollkommenet.

Wenn man aber weiterfragt, wodurch die Höchstverwirklichung der Einheit der Kirche in der Eucharistie zustande kommt, dann wird man auf das einzigartige Geheimnis der leiblichen Gegenwart Christi verwiesen, der nach dem Tridentinum „wahrhaft, wirklich und wesentlich“ (DH 1651) unter den Gestalten des verwandelten Brotes und Weines gegenwärtig ist. Die Bedeutung dieser einzigartigen „wunderbaren“ (DH 1652) Gegenwartsweise wird heute auch wieder mit dem Hinweis gemindert, dass es noch andere Gegenwartsweisen Christi gebe, z. B. die Gegenwart in den Gliedern seines Leibes, in der Gemeinde, auf die manche Erklärer zum Schaden der Realpräsenz den Nachdruck legen<sup>12</sup>. Eine andere bedeutsame Gegenwartsweise ist die, welche Christus als der erste Priester und als der handelnde Mahlherr ausübt. Eine solche handelnde Gegenwart eignet Christus selbstverständlich auch in der Ehe, wo er der letzte Gnadenspender und der Herr des Bundes immer mit seiner Kraft gegenwärtig ist. Aber die eucharistische Gegenwart überragt diese geistige dynami-

**I**m vorausgehenden Teil (Fels10/03, S. 275 ff) ging es dem Verfasser einleitend darum, den Glauben an das Ehesakrament und dessen inneren Zusammenhang mit der Eucharistie als gestaltende Kraft zur Stärkung von Ehe und Familie aufzuzeigen. Dabei richtete er zuerst den Blick auf „Das Eigensein der sakramentalen Ehe als Sakrament des Bundes“, wie es im Bild als „bräutlich – ehelicher Bund zwischen Christus und der Kirche“ im Ephesser-Brief ausgedrückt ist. Im zweiten Abschnitt „Vom Heiligen zum Allerheiligsten“ wird die „Besonderheit und Höchstgeltung der Eucharistie“ als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (LG 11) behandelt.

„Das läßt sich“ – so der Verfasser zuletzt – „unter einigen wesentlichen Gesichtspunkten tun, unter denen der Aspekt der Gemeinschaft, der *Communio*, der Einheitsbildung und Einheitsstiftung, an erster Stelle genannt werden darf.“ Hier nun die Fortsetzung



*Leo Kardinal Scheffczyk*

sche Gegenwart um ein Erhebliches, wie eben eine leibliche Präsenz ein geistig-aktuelles Gegenwärtigsein überragt. So wird in der Eucharistie nicht nur eine Kraft und Gnade des Erlösers gegenwärtig, sondern der Geber der Gnade selbst, das Gnadenhaupt der Menschheit in Person und in seiner gottmenschlichen Fülle. Verständlicherweise ergibt sich daraus auch die höchste Steigerung der Gnade und die tiefste Christusverähnlichung des Menschen beim Empfang der Eucharistie; denn die besondere Gnade eines Sakramentes besteht, personal verstanden, in einer jeweils persönlichen Christusverähnlichung und Christusgleichgestaltung.

Diese gesamthafte personale Gegenwart Christi in der Eucharistie, die durch einen schöpferischen göttlichen Akt einer Wesensverwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi entsteht, ist der Grund für die Anerkennung der Eucharistie als das „Allerheiligste“, dem auch Anbetung und Verehrung entgegengebracht werden müssen, was protestantischem Denken gänzlich fernliegt, das wegen der Leugnung einer Wesensverwandlung die Realpräsenz auch nur für die Zeit der Eucharistiefeier gelten lässt. Wenn deshalb auch die Ehe schon durch die Teilnahme an Christus eine heilige Wirklichkeit ist, so verwirklicht sich in der Eucharistie die höchstmögliche Form von Heiligkeit überhaupt. Dennoch ist die Steigerung der Heiligkeit und der Innigkeit des Christusverhältnisses nicht das letzte Ziel und der Sinn der leiblichen Gegenwart Christi. Dieser liegt vielmehr in der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers in der Eu-

charistie, die eben dadurch zustandekommt, dass der gegenwärtige Leib Christi der geopfert Leib vom Kreuze ist. Der Geber der Gnade wird durch seine Vergegenwärtigung zugleich zu der am Kreuz geopfertem Gabe, die von der Kirche in unblutiger Weise dem Vater dargebracht wird.

So wird die Eucharistie zum Gedächtnis des Leidens des Herrn, aber keines bloß gedanklichen Angedenkens, sondern einer wirklichkeits-erfüllten Vergegenwärtigung. Christus gewinnt aber in der „wunderbaren Wandlung“ (DH 1652) Gegenwart als Opferleib, so dass in der Eucharistie nicht nur, wie der aus der Tradition stammende Name „eucharistia“ sagt, eine Danksagung gehalten wird, sondern die Danksagung zugleich als Dank-, Lob-, Bitt- und Sühnopfer des Leibes Christi gefeiert wird. Dabei geht die ganze Kirche in das kultische Opfer der Eucharistie mit ein. Die Kirche als der Leib Christi schließt sich der Gabe vom Kreuz an, wird aber so auch bereits zum Gegenstand des Opfers, zur Vollstreckerin des Opfers, die sich zugleich selbst in die Gabe, die Christus ist, dreingibt.

Ein solches Opfern hat Luther als Werk des Menschen abgelehnt, woran die evangelische Theologie heute zwar gelegentlich Korrekturen anbringt, ohne jedoch in der Auffassung vom Abendmahl die Wahrheit vom katholischen Messopfer zu erreichen. So ist für den evangelischen Theologen E. Jüngel das „Abendmahl das Ende des Opferkultes“. „Christi Selbstopfer ruft gerade nicht unser Opfer, ruft überhaupt nicht unser Tun, sondern unser Empfangen“. So wird das Abendmahl zuletzt auf

das „göttliche Wort der Gnade“ zurückgeführt, also als ein „Fall“ des Wortes der Rechtfertigung ausgegeben<sup>13</sup>. Man merkt wohl, zu welchen Konsequenzen es führt, wenn katholischerseits behauptet wird, dass wir in der Rechtfertigungslehre wesentlich eins seien.

Der katholische Glaube weiß aber auch um den Mahlcharakter der Eucharistie, in der Christus von den Teilnehmern als „geistliche Speise“ (DH 1638) genossen wird. An den noch immer nicht ganz ausgefochtenen Streit um Opfer oder Mahl sollte man keine gedankliche Mühe verwenden in dem Wissen, dass die Eucharistie beides ist, freilich beides nicht in gleicher Gewichtung und Bedeutung; denn das Mahl ist das vom Opfer herkommende und an der Frucht des Opfers teilnehmende Festgeschehen. Das Ziel des israelitischen Opfers am Zentralheiligtum (Dtn 16,17) war die Freude am erfahrenen Segen des Opfers und an seinem Genuss in der Gemeinschaft der Glaubenden. Auch das israelitische Dankopfer wurde immer in Erinnerung an die Rettung aus dem Tod durch Jahwe gefeiert<sup>14</sup>. Diese Grundsätze bestimmen auch noch das Abendmahl Jesu. Wenn deshalb die Heilige Messe mit dem vom evangelischen Christentum bevorzugten Begriff des Abendmahls oder des Herrenmahls bezeichnet wird, dann ist das nur zutreffend, wenn man die Wirklichkeit des Opfertodes Christi dabei nicht ausschließt. Als Mahl allein ist die Eucharistie die freudige Entgegennahme der Opfergabe zum beglückenden Genuss des Heils in der Gemeinschaft mit Gott und den Brüdern und Schwestern. Allerdings kann die eucharistische

Gabe in ihrer Echtheit und Wahrheit nicht anders zustande gekommen gedacht werden, als durch das „Wunder“ der Wesensverwandlung. Diese enthält immer auch einen Impuls zur eigenen Wandlung in das Leben und das Opfer Christi hinein.

Alle diese für die Eucharistie konstitutiven Elemente haben aber ihre Bedeutung für die sakramentale Ehe.

Sie legen den Grund für die

### **3 Eucharistie als Formung und Auferbauung der sakramentalen Ehe**

Die Verbundenheit von Ehe und Eucharistie wird seit jeher schon äußerlich von der liturgischen Ordnung bestätigt, nach der die Trauung in der Regel in Einheit mit dem Messopfer gefeiert werden möge (Sacrosanctum Concilium, 78). Zur näheren Erklärung dieser Verbindung darf man von dem vorangestellten Grundsatz ausgehen, dass die Ehe ein Abbild der in der Eucharistie sich vollendenen Kirche ist. Wenn das zutrifft, dann ist Wesentliches bezüglich des Seins und der Bedeutung der die Eucharistie feiernden Kirche auch auf die Ehe zu übertragen. Das gilt zunächst wieder unter dem Gemeinschaftsaspekt, dann aber auch unter dem Opfer- und unter dem Mahl- aspekt.

In der Feier beider Sakramente durch die Kirche wird eigentlich ein Bundesschluss vollzogen: Die Ehe ist der Bund zweier geschlechtsverschiedener Menschen, der von Gott gestiftet, vor Gott in Jesus Christus geschlossen und von Ihm mit Gnade erfüllt wird. Die Eucharistie aber ist die Wiedervergegenwärtigung des Neuen Bundes, der nach den Synoptikern wie nach dem hl. Paulus „der neue Bund in meinem Blute“ ist (Lk 22,20; 1 Kor 11,25). In der Eucharistie wird so nicht nur die Gemeinschaft mit dem Herrn, mit dem Leibe und Blute Christi neu vergegenwärtigt, sondern auch die Gemeinschaft der Gläubigen untereinander erneuert. Von daher rührt die kirchenbildende, kirchenaufbauende Kraft der Eucharistie. Wenn aber die Ehe ein Abbild der Christus-Kirche-Einheit ist, dann muss sich bei der Teilnahme der Eheleute an der Feier der Eucharistie die Kraft des Urbildes auch auf das Abbild auswirken. So muss die Ehe in das Einigungsgeschehen der Eucharistie

mithineingezogen werden und in dieses Geschehen eingehen.

Ein Übergreifen der Kräfte des universalen Bundesschlusses auf den partiellen Bund der Ehepartner kann nicht ohne Wirkung auf den Ehebund bleiben. Solche Wirkungen können sogar im menschlich wahrnehmbaren und nachweisbaren Erfahrungsbereich aufgewiesen werden. Es ist ja nicht zu bezweifeln, dass ein Ehepaar oder eine Familie, die die Eucharistie bewusst mitfeiert, als Gemeinschaft von der Gemeinde und der universalen Kirche aufgenommen wird, dass sie von der Christusgemeinschaft getragen, gestützt und in ihrem religiösen Sein und Leben bestärkt wird. Aber solche empirisch feststellbaren Impulse sind nicht einmal das Entscheidende. Das Wirken der Gnade folgt ja nicht einfach den Gesetzen der Psychologie. Die Gnade dringt auch in Bereiche ein, die nicht von der Psychologie ausgemacht werden können, weil sie in der tieferen Realität des Glaubens wurzeln. Deshalb bleibt die Gnade des Eucharistiesakramentes beim Menschen, hier bei den Eheleuten, auch im Falle des Fehlens von Empfinden, Erleben und Gefühlen am Werke. Das Sakrament der universalen Einheit wird bei entsprechend vorhandener Grundeinstellung die partielle Einheit der Ehe und Familie immer kräftigen, die Vollendung der gesamtkirchlichen *Communio* wird auch die eheliche Einheit und Treue festigen, der engste Zusammenschluß des Gottesvolkes mit Christus und der Kirche muss auch die Ehegatten gnadenhaft enger zusammenschließen.

Eine nochmalige Vertiefung erfahren diese lebensmäßigen Wirkungen der Eucharistie durch die Teilnahme der Ehepartner am Opfer Christi, das in Dank, Lob, Sühne und Bitte auch ein Opfer der Kirche und der Gläubigen ist. Die Kirche geht als der Leib Christi in das Opfer Christi mit ihrer eigenen Opferhaltung ein. Zwar ist das Sakrament der Ehe im Unterschied zum Sakrament der Eucharistie kein kultisches Opfer. Aber freilich kommen Eheleute in ihrer Gemeinschaft nicht ohne das lebensmäßige, alltägliche Opfer aus, von dem der hl. Paulus im Römerbrief (Röm 12,1) und der hl. Petrus (1 Petr 2,5) sprechen. Es ist das Opfer des sittlichen

Handelns in der Gemeinsamkeit, das in gegenseitigem Wohltun, im Dienst der Liebe und zuletzt in der Selbsthingabe besteht. Auch wenn das Wort „Opfer“ ein heute vielfach missachteter Ausdruck ist, so lässt er sich in Abhängigkeit von Christus als die höchste Weise der Selbsthingabe in der selbstlosen Liebe verstehen und im christlichen Leben nicht entbehren, vor allem nicht in der christlichen Ehe.

Heute wird zwar die Ehe unter der Herrschaft der Subjektivität vor allem als Mittel zur Selbstverwirklichung gedeutet. Aber in der auf Gemeinschaft ausgerichteten Existenz des Menschen kann Selbstverwirklichung nicht gelingen, es sei denn in Hingabe an Gott und an den anderen. Für diese Selbsthingabe, im Dasein für andere, das allein zur wahren Selbstvollendung führt, ist die Ehe der höchstausgezeichnete Ort. Die einander zuge dachte Selbsthingabe geht als eigenes, lebensmäßiges Opfer in das Opfer der Kirche ein. Sie führt zu einer höchstrealistischen Beteiligung am Opfer Christi, die den Ehepartnern auch die höchste Frucht des Opfers Christi zu erbringen vermag, nämlich das neue Leben der Auferstehung, das auch die Ehe immer wieder neu aus den Niederungen irdischer Wesenlosigkeit und Mangelhaftigkeit zu einer neuen geistlichen Höhe aufsteigen lässt.

Die gnadenhafte Wirkung der Eucharistie erfährt aber den vollkommensten Ausdruck im Empfang des Leibes und Blutes Jesu Christi als den verwandelten Gaben des Mahles, d. h. in der heiligen Kommunion. Hier gewinnt die Eucharistie auch als Mahl ihre besondere Bedeutung; denn das Mahl ist eine der vollkommensten Weisen, in welcher Menschen sich lebenswichtige Güter zu eigen machen und sich diese assimilieren. Der Empfang Christi als geistliche Speise geht aber weit über das hinaus, was bei Aufnahme körperlicher Speise geschieht. Bei dieser geht die Nahrung im anderen Organismus gänzlich auf. Das ist bei der geistig-personalen Union zwischen Christus und menschlichen Personen nicht möglich. Hier ist zuletzt Christus der Aufnehmende und Annehmende, der die betreffenden Menschen an sich selbst teilnehmen lässt und in sein gottmensch-



Es gibt weit mehr heilige Eheleute und Ehepaare, als gemeinhin bekannt ist. Eginow Weinert (Ursula-Werkstätten Köln) hat mit den Emailbildern seines Kalenders „Heilige Familie – Heilige in der Ehe – Heilige Eheleute“ (1995) daran erinnert.

Oben: Hl. Elisabeth von Thüringen (\* 1231) und Landgraf Ludwig (\*1227) unten: Hl. Ehrenfried (\*1035) und hl. Mechthild (\*1025)



liches Leben eingestaltet. Das geschieht aber bei einer Mitfeier der Eucharistie durch Ehegatten an beiden, so dass die Eheleute nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Gemeinsamkeit auf neue Weise in Christus und durch ihn vervollkommen, ihren Bund verchristlichen, ihn Christus verähnlichen.

Schließlich ist gerade bei Eheleuten eine Wirkung nicht zu vergessen, die in der heute meist minimalistisch gehaltenen Eucharistielehre unterdrückt wird: Es ist der Einfluß der wahren vergeistigten Menschheit Christi auch auf das menschliche Sein und Leben des Empfängers. Christus ist ja mit Leib und Seele in der Eucharistie präsent. Daraus darf man auch eine leiblich-geistige Annäherung Christi an das menschliche Sein ableiten, wie es in der Liturgie zum Ausdruck kommt, wenn z. B. in der Sakramentsoration von der „Süßigkeit“, dem „omne delectamentum in se habentem“ gesprochen wird. Das meint einen Reflex auf das Menschsein im ganzen, der sich, wie auch bei einem irdischen Mahl, in Freude, in Frieden, in Trost, im Gewinn einer gewissen Abgeklärtheit des Menschlichen und in der Ordnung des Sinnlichen bemerkbar macht: Haltungen und Werte, die für das eheliche Zusammenleben von unersetzlicher Bedeutung sind.

Ein solcher lebensmäßiger Reflex auf die Ehe darf auch aus dem Fest- und Freudencharakter des eucharistischen Mahles abgeleitet werden. Wenn es von der christlichen Urgemeinde heißt, dass sie die

Eucharistie „in Freude und Einfalt des Herzens feierte“ (Apg 2,46), so gilt das besonders auch für die Gemeinschaft der Ehe. In der Freude des eucharistischen Festes kann das Nüchterne und Prosaische des ehelichen Alltags wieder an Licht und an dem ursprünglichen Glanz gewinnen.

Wo so im Opfer und im Mahl neues, geistliches und übernatürliches Leben entspringt, erfährt nicht nur die begrenzte eheliche Gemeinschaft als einzelne eine vertiefte innere Formung und eine gnadenhafte Auferbauung. Die Ehe ist ja nichts Privates oder auf eine einzelne biologische Zelle Beschränktes. Sie ist ein Organ im universalen Organismus der Kirche. Wie sie als leiblich-soziale Gemeinschaft einen Baustein für die ganze Welt darstellt, so erstreckt sich ihr Einfluß auch auf die ganze Kirche vermöge der Eucharistie. In und mit der Feier der Eucharistie erfährt und verwirklicht die sakramentale Ehe ihre Bestimmung wie ihre Sendung an die ganze Kirche und an die Welt.

So ergibt sich aus der Einheit von Ehe und Eucharistie eine Vielfalt von geistlichen Impulsen, die in ihrer geheimnishaften Zuordnung eingeschlossen sind und die es zu entbinden gilt durch den vertieften Glauben an das Geheimnis und durch ein bewussteres Leben aus dieser Tiefe. Das Ganze scheint vor unseren Augen ein unerreichbares Ideal darzustellen. Aber Ideale erfüllen schon ihren Sinn, wenn man ernstlich danach strebt. Ein solches Streben kann sogar heroischen Einsatz verlangen. Aber das Christenleben ist auch dazu gerufen. Zur Bewältigung der heroischen Anforderungen haben wir, daran sei in der Pfingstzeit erinnert, die Gaben des Heiligen Geistes empfangen. □

<sup>11</sup> A.a.O., nr. 28.

<sup>12</sup> B. Repschinski S.J., 4.

<sup>13</sup> So E. Jüngel, „Einheit der Kirche ereignet sich bereits“. Auf dem Weg zur Eucharistiegemeinschaft. Referat auf dem 99. Deutschen Katholikentag am 12. Juni 1998 in Mainz, in: KNA – Ökumenische Information 1998 07-14.

<sup>14</sup> Vgl. dazu Opfer / Opfermahl, in: Neues Bibel-Lexikon Lfrg. XI, Zürich 1997, 36-46 (B. Janowski, K. Backhaus).

# In persona Christi – Diener unserer Heiligkeit

## *Gedanken eines Journalisten zum Priesteramt*

*Von Stephan Georg Schmidt*

**W**as ist ein Priester? – Wenn ausgerechnet ein Journalist sich über diese Frage verbreiten soll, so ist das sicherlich nicht ganz ohne Risiko. Normalerweise sagt man uns ja nach, wir hielten nur das Sensationelle oder Verfängliche für erwähnenswert. Wir Journalisten verkörpern nun mal genau das, was ein protestantischer Kollege einmal so wunderbar treffend als „Quintessenz aller Weltlichkeit“ bezeichnet hat. Und so jemand soll etwas Gescheites von sich geben über jene, die in ihrem Beruf als katholische Priester täglichen Umgang pflegen mit dem „Quell aller Heiligkeit“? Ist das nicht unerhört?

Zu Anfang sei darum gleich erst einmal soviel gesagt: Die Bedeutung und die Würde des Priesteramtes kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Für diese Feststellung lässt sich immerhin einer der größten deutschen Geister als unverdächtig Kronzeuge aufbieten: Johann Wolfgang von Goethe, der nun wahrlich nicht im Rufe stand, ein Klerikaler zu sein. In *Dichtung und Wahrheit* (II, 7) schreibt er über die Weihe und das Amt des katholischen Priesters unter anderem folgendes:

„Wir hören, dass ein Mensch vor dem anderen von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dies ja nicht als Naturgabe erscheine, so muss diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Berechtigten auf den anderen übertragen und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, [...] durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewigt werden. [...] Und so tritt der Priester in Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreise seiner Mitgesalbten, den höchsten Seg-

nenden darstellend, um so herrlicher auf, als es nicht er ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Wink, vor dem wir die Knie beugen, sondern der Segen, den er erteilt und der desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch sündhaftes, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entkräften könnte.“

Uns modernen Demokraten sträuben sich bei manchen seiner Sätze möglicherweise die Nackenhaare, vor allem wenn wir hören, das Priesteramt sei eine „von oben“ gewährte Begünstigung. Begünstigt? Gesegnet? Heilig? So etwas hören wir nicht gern. Das klingt uns alles viel zu sakral – oder sagen wir es doch gleich rundheraus: Das zeugt von einem ziemlich „vorkonziliaren Priesterbild“.

Nun, dass Goethe vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil gelebt hat, dafür kann der Ärmste nichts. Aber wir Heutigen sollten unsererseits nicht so tun – wie dies leider manchmal geschieht –, als sei die katholische Kirche ab 1962 neu erfunden worden. Natürlich freuen wir Laien uns, dass das Konzil mit dem alten Trugbild einer Zweiklassengesellschaft in der Kirche aufgeräumt hat: da oben die Priester und Ordensleute, die auf ihrem klerikalen Podest dem Himmel schon ein Treppenstüfchen näher stehen, und hier unten der unheilige Rest. Diese Freude teilen übrigens auch die Kleriker. Ich kenne jedenfalls eine ganze Menge – und es handelt sich dabei keineswegs um abgefeimte Modernisten –, die von Herzen froh darüber sind, dass diese alten Barrieren zwischen Priestern und Laien gefallen sind. Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit, von der die

Konzilskonstitution *Lumen Gentium* (Nr. 39ff) in nahezu hymnischer Weise spricht, gilt für alle Christen und „in jedweden Lebensverhältnissen“. Das ist nach meiner laikalen Einschätzung eine der schönsten und weitsichtigsten Feststellungen des Konzils.

Häufiger aber wird in dem Zusammenhang, der uns hier interessiert, eine andere wichtige Aussage in den Vordergrund gestellt: das allgemeine Priestertum, an dem alle Getauften Anteil haben. Merkwürdigerweise wird dann oft so getan, als sei das etwas ganz grundstürzend Neues und als sei damit sozusagen die Gleichberechtigung in die Kirche eingezogen.

Nur ganz am Rande sei hier an das erinnert, was wir schon in den Apostelbriefen lesen können: dass wir nämlich „eine königliche Priesterschaft“ und „ein heiliger Stamm“ sind (1 Petr 2,9). Der heilige Johannes Chrysostomus sagt: „Jeder Heilige“ – hier zu verstehen als jeder Christgläubige – „ist ein Priester.“ In der *Summa theologica* (III, 82) des heiligen Thomas von Aquin wird dieser Satz ausdrücklich aufgegriffen mit dem bedeutsamen Zusatz, jeder mit Jesus Christus in Glaube und Liebe verbundene Laie habe ein „geistiges Priestertum“, um dadurch Gott „geistige Opfer“ darzubringen. Und der große, so genannte Römische Katechismus des Konzils von Trient (II, 7, 23) stellt im 16. Jahrhundert fest, dass „alle Gläubigen, nachdem sie durch das heilsame Wasser [Anm.: der Taufe] abgewaschen sind, Priester genannt“ werden.

Überhaupt nichts Neues also. Was aber sollen wir dann daraus schließen? Ich würde sagen, dass folgende Vermutung sich geradezu auf-

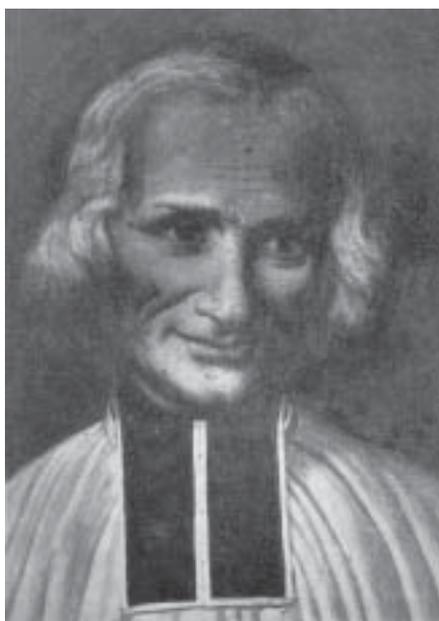
drängt: Das allgemeine Priestertum aller Getauften und die allgemeine Berufung zur Heiligkeit sind im Grunde zwei Seiten ein und derselben Medaille, zwei parallele Ausdrucksformen des göttlichen Auftrags, „heilig“ und „vollkommen“ zu sein, wie es auch unser himmlischer Vater ist (vgl. Lev 19,2; Mt 5,48).

In einer Katechese zum Weltjugendtag 2002 in Toronto spielt der Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner auf diese Parallele an. Statt von Berufung zur Heiligkeit spricht er zwar vom Apostolat des Beispiels, aber es läuft letztlich aufs Gleiche hinaus: „Dieses Apostolat des Beispiels musst du üben, ob du willst oder nicht, wie etwa der Priester sein Priestertum. Selbst wenn er abfällt, bleibt doch das unauslöschliche Merkmal seiner Weihe. Du kannst tun, was du willst, du bist ein Priester und gibst Beispiel, ein gutes oder ein schlechtes, je nachdem wie du handelst. Du musst Licht sein, oder du bist Finsternis.“

Das unauslöschliche Merkmal unserer Berufung, Licht und Salz der Erde zu sein, haben wir alle, Laien und Geweihte, gemeinsam in der Taufe und der Firmung empfangen. Es befähigt uns, unser Leben mit allen Höhen und Tiefen, unsere Arbeit, unseren Alltag und letzten Endes sogar die Welt, die uns umgibt, im Geiste Christi zu durchdringen und somit zu heiligen. Auch da geschieht Wandlung, auch das ist Gottesdienst, aber dafür brauchen wir kein Chorchemd und keine Stola – diesen Auftrag können wir überall und jederzeit erfüllen. Auf jeden Fall also bedeutet allgemeines Priestertum nicht, dass die Priesterseminare immer leerer werden

und gleichzeitig die Sakristeien immer voller. Das wäre ja wieder der alte Klerikalismus, bloß mit umgekehrtem Vorzeichen.

Aber genug davon. Hier soll es ja eigentlich um jenes andere, das besondere Priestertum der Geweihten gehen. Ich glaube allerdings, dass man diese Dinge heutzutage mitbedenken muss, wenn man zu der Frage „Was ist ein Priester?“ irgend etwas ins Gewicht Fallendes sagen will. Denn die Krise des Weihepriestertums, die wir heute vor allem in Europa erleben, hat in meinen Augen sehr viel damit zu tun, dass das Bewusstsein für die eigenständige Berufung der Laien leider verdunkelt ist. Die Ansicht, dass nur diejenigen in der Kirche etwas gelten, die vorne am Altar stehen oder irgendein Amt bekleiden, scheint noch immer ziemlich weit verbreitet zu sein.



*Der heilige Johannes Maria Vianney, Pfarrer von Ars, (1786-1859): „Wenn es nicht das Sakrament der Priesterweihe gäbe, hätten wir Gott unseren Herrn nicht bei uns.“*

Nichts gegen kirchlich engagierte Laien, jedenfalls wenn das Engagement gepaart ist mit liturgischer Kompetenz und Glaubenstreue – aber bleiben wir bitte schön trotzdem auf dem Boden der dogmatischen Tatsachen. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt in der Konstitution *Lumen Gentium* (Nr. 10) ganz klar: Das Weihepriestertum unterscheidet sich „dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach“ vom allgemeinen Priestertum aller Getauften. Es wird in demselben Konzilsdokument übrigens auch „Priestertum des Dienstes“ genannt.

Heute, wo so viel die Rede ist von „vermachteten Strukturen“ in Politik und Gesellschaft, fällt es uns schrecklich schwer zu begreifen, dass das Priesteramt ein Dienst an der Gemeinschaft der Glaubenden und nicht dazu da ist, die Nichtpriester zu knechten.

Gerade wir Journalisten mit unserem hyperkritischen Geist schöpfen hier schnell Verdacht – einmal ganz abgesehen davon, dass die Lebensform des Zölibats, die Kleidung und andere Besonderheiten der Priester so sehr fremdartig daherkommen.

Zudem sind wir ja – Stichwort „Quintessenz aller Weltlichkeit“ – gewissermaßen die Speerspitze einer Zivilisation, die von Nützlichkeits- und Rollendenken geprägt ist. Der Mensch als ganzheitliche Person gerät aus dem Blickfeld, weil die übernatürliche Perspektive ausgeblendet ist. Was bleibt, sind Facetten. Was zählt, ist die gesellschaftliche Rolle, die der jeweilige Zeitgenosse spielt, oder die Funktion, die er in diesem oder jenem Kontext gerade erfüllt. Daraus setzt sich heute zunehmend unser Bild vom Menschen zusammen. Im Blick dieser Zivilisation wird dann der geweihte Priester allenfalls noch als eine Art Religionsfunktionär wahrgenommen, der lediglich dazu da ist, die „religiösen Gefühle“ der Menschen zu bedienen.

Natürlich erschließt sich der Sinn der Priesterweihe nicht, wenn die Person nur noch derart reduziert gesehen wird und wenn die Religion von der existentiellen Ebene auf die des subjektiven Gefühls und des individuellen Bedürfnisses heruntergezogen wird. Gerade deshalb stellt ja der katholische Priester in seinem Dasein und Sosein eine solche Provokation dar. Wir sollten allerdings nicht so naiv sein zu glauben, die öffentlichen Angriffe gegen das Priestertum rührten nur aus weltlicher Unwissenheit her. Wohlgermerkt: Ich spreche hier nicht von nachweisbaren sittlichen oder sonstigen Verfehlungen einzelner Priester, für die sich diese dann auch juristisch zu verantworten haben, sondern ich beziehe mich auf die vielfältigen Anfeindungen, die der katholischen Priesterschaft als solcher und im ganzen entgegenschlagen. Dahinter steckt mitunter Methode, und zwar öfter, als uns Christen lieb sein darf.

Jean Marie Vianney, der heilige Pfarrer von Ars, hat es in seiner schlichten, unverstellten Sprache einmal so ausgedrückt: „Wenn man

die Religion zerstören will, greift man zuerst den Priester an. Denn wo es keinen Priester mehr gibt, gibt es kein heiliges Opfer mehr, und wo es kein heiliges Opfer mehr gibt, stirbt die Religion.“

Der Priester ist eben nicht bloß ein Amtsträger oder Funktionär, der uns an den markanten Punkten unseres Lebensweges wie Taufe, Erstkommunion, Hochzeit und Begräbnis ein paar liturgische Girlanden zu winden hat – und das Ganze dann bitte schön auch zu Weihnachten und Ostern noch mal. Und ebensowenig ist er bloß ein Versammlungsvorsteher.

Um das zu verstehen, lohnt es sich, ein wenig Wortklauberei zu betreiben. Im Kirchenrecht werden, soweit ich das überblicke, für die Priesterweihe gewöhnlich die Ausdrücke „ordo“ und „ordinatio“ benutzt. In der Hauptsache ist damit, wie mir scheint, der juristische Akt gemeint, der durch die feierliche Weihe gleichfalls vollzogen wird. Aber das Juristische oder Verwaltungstechnische reicht nicht hin, um das Eigentliche des katholischen Priestertums zu beschreiben. Ordiniert werden schließlich auch protestantische Pfarrer.

Im sakramentalen Akt der Priesterweihe geschieht hingegen wesentlich mehr zwischen Himmel und Erde. Es findet gleichsam eine Doppelbewegung statt: einerseits die „dedicatio“ genannte Selbsthingabe des zu Weihenden, andererseits die „consecratio“, die Gott selbst durch den Weihenden Bischof vollzieht.

Von diesem Moment an trägt der Geweihte das unauslöschliche Merkmal des Priestertums an sich. Auch wenn er sich äußerlich nicht verändert und auch kein besserer Mensch wird – sein Dasein bekommt eine völlig neue Qualität, wie es in der Heiligen Schrift heißt: „Du bist Priester auf ewig“ (Ps 110,4).

Das ist es, glaube ich, was Goethe mit Begünstigung meint: Gott legt für immer seine Hand auf den Geweihten und gibt ihm eine Vollmacht, wie sie keinem Laien jemals zukommt.

Und damit sind wir nun bei der Frage nach der Kernkompetenz des Priesters, nach seinem Alleinstellungsmerkmal, wie man es in der modernen Wirtschaftssprache nennen würde: Was ist das für eine Voll-



*Die Kandidaten liegen vor der Priesterweihe ausgestreckt am Boden – Zeichen der völligen Hingabe an Gott.*

macht? Oder noch anders gefragt: Was ist das Spezifische, das dem Priester in der Weihe zuteil wird? Die Befugnis, Pfarrgemeinderatssitzungen zu leiten, ist es sicher nicht. Das Talent, besonders mitreißend zu predigen oder abwechslungsreiche Gottesdienste zu gestalten, auch nicht. Und die Kompetenz, sich zu wirtschaftlichen oder politischen Fragen zu äußern, ebensowenig. Die „differentia specifica“ – so heißt Alleinstellungsmerkmal auf scholastisch – besteht in der Vollmacht, „in persona Christi“ und für die ganze Kirche das eucharistische Opfer in der Heiligen Messe zu vollziehen.

Diese Vollmacht – das unterstreicht der Akt der Weihe, und das hat auch Goethe erkannt – hat der katholische Priester weder seinem persönlichen Verdienst noch der

Gunst irgendeines Menschen zu verdanken, sondern allein Gott. Gott selbst handelt an ihm – und nicht, wie bei einer gewöhnlichen Beauftragung, die Gemeinde, ein Wahlgremium oder ein Vorgesetzter.

In diesem Zusammenhang vielleicht noch eine Bemerkung zu dem Ausdruck „in persona Christi“: Damit ist mehr gemeint als nur ein schlichtes „an Christi Statt“, wie es manchmal übersetzt wird. Der Priester ist, wenn er am Altar steht und die Messe feiert, nicht der Ersatzmann für Christus; er ist auch kein Christusdarsteller in der Weise, wie etwa ein Schauspieler in eine Rolle schlüpft; noch viel weniger aber handelt es sich um ein bloßes Zitat, wenn der Priester im heiligsten Moment der ganzen Messe die Worte spricht: „Dies ist mein Leib“ und „Dies ist mein Blut“.

In dem Moment geschieht vielmehr genau das, was er sagt: Leib und Blut Christi werden in den Gestalten von Brot und Wein gegenwärtig, weil hier eben nicht der Priester aus eigener Machtvollkommenheit spricht und handelt, sondern Christus selbst. Christus selbst ist, wie das Zweite Vatikanische Konzil in seiner Liturgiekonstitution Sacrosanctum Concilium (Nr. 7) lehrt, gegenwärtig „sowohl in der Person des Dieners“ (cum in ministeri persona) „als auch vor allem unter den eucharistischen Gestalten“ (tum maxime sub speciebus eucharisticis).

Im lateinischen Text der Konzilskonstitution wird dieser Aspekt der Realpräsenz Christi übrigens noch viel deutlicher herausgestellt als in unserer offiziellen deutschen Übersetzung. Der Schlüsselsatz beginnt mit der scheinbaren Tautologie: „Praesens adest in Missae Sacrificio“ usw. Christus, so müßte man also wörtlich übersetzen, ist „im Meßopfer als Anwesender gegenwärtig“.

Und das heißt natürlich: Er ist wirklich da, mit Leib und Seele, Gottheit und Menschheit. Als Katholiken sind wir unbedingt verpflichtet, das zu glauben, sonst können wir nicht zur Kommunion gehen.

Wenn also gesagt wird, man brauche doch eigentlich gar keine Priester, denn das Priesteramt sei doch bloß ein Umweg oder ein Hindernis, um direkt zu Gott zu kommen, dann würde ich antworten: Sicher kann jeder selbst im Gebet Kontakt aufnehmen mit Gott, das hat uns Jesus Christus schließlich so beigebracht; trotzdem lässt sich keine Situation hier auf Erden vorstellen, in der Gott unmittelbarer oder in größerer Fülle gegenwärtig wäre, als in dem Moment, wenn er durch die Worte des Priesters zu den Menschen kommt. Ich möchte hierzu noch einmal den heiligen Pfarrer von Ars zitieren, denn er spitzt diesen Gedanken in seiner unnachahmlich konkreten Art noch stärker zu. Er sagt: „Wenn es nicht das Sakrament der Priesterweihe gäbe“ – mit anderen Worten: wenn es keine Priester gäbe –, „hätten wir Gott unseren Herrn nicht bei uns.“

Diese Vollmacht, Gott zu den Menschen zu bringen, hat natürlich Konsequenzen für das Leben des Priesters. Diese möchte ich gerne in Form eines Dankes zum Ausdruck

bringen: Ich danke allen Priestern, die sich – ganz im Sinne des Apostels Paulus (vgl. Rö 12,2) und des Zweiten Vatikanischen Konzils (Presbyterorum ordinis, Nr. 3) – von der Welt nicht gleichschalten lassen, sondern sich als Nonkonformisten verstehen und als Priester erkennbar sind. Das erfordert viel Sturmut und große Opferbereitschaft gewiss, aber gerade in einem Missionsland wie unserem ist beides bitter notwendig. Ich bin außerdem durchaus der Meinung, dass wir Gläubigen ein Recht auf dieses priesterliche Beispiel haben. Und die Welt braucht dieses Zeugnis ebenfalls – je weiter sie sich von Gott und der Kirche entfernt, desto mehr.

In seinem Buch Geschenk und Geheimnis, mit dem er an sein Goldenes Priesterjubiläum erinnert, sagt Papst Johannes Paul II. (Kap. 9): „Analysiert man die Erwartungen des heutigen Menschen gegenüber dem Priester, so wird man sehen, dass es bei ihm im Grunde nur eine einzige, große Erwartung gibt: er dürstet nach Christus. Um das Übrige – was auf wirtschaftlichem, sozialem, politischem Gebiet dienlich ist – kann er viele andere bitten. Den Priester bittet er um Christus! Und er hat vom Priester das Recht, Christus vor allem durch die Verkündigung des Wortes zu erwarten. [...] Aber die Verkündigung zielt auf die Begeg-

nung des Menschen mit Jesus, besonders im Geheimnis der Eucharistie, Herzensmitte der Kirche und des priesterlichen Lebens.“

Ein Priester, der diese Erwartung erfüllt, übt nicht Macht über die Menschen aus, sondern er erweist ihnen einen wertvollen Dienst. Darum sind die glücklicherweise immer noch zahlreichen Priester, die ihr hohes Amt aus ganzer Seele ernst nehmen, wirklich im Sinne des Apostels Paulus (vgl. 2 Kor 1,24) unsere Diener. Sie sind Diener der Heiligkeit, zu der wir alle berufen sind. Sie sind Diener unserer Freude. □

*Stephan Georg Schmidt, geboren 1962 im Kalkar/Niederrhein. Studium der Anglistik, Skandinavistik und angloamerikanischen Geschichte in Köln, Dublin/Irland und Bergen/Norwegen. Gleichzeitig freie Mitarbeit bei Zeitungen, z.B. Rheinische Post, Welt, Rheinischer Merkur. 1991-2001 Redakteur der Rheinischen Post, Düsseldorf, zuletzt in der politischen Nachrichtenredaktion. Seit 2001 Redakteur der WirtschaftsWoche, Düsseldorf. Vorsitzender des deutschen Freundeskreises der Zisterzienserabtei Osek/Tschechische Republik mit Sitz in Neuss. Ausgewählte Veröffentlichungen: Publicity für das Himmerreich – Eine journalistische (Liebes)Erklärung an die Kirche, Aachen 1998*

## Titelbild: Die hl. Dreifaltigkeit

Mit dem Bild Nr. 10 aus unserer Festtagsikone beenden wir die Ikonenreihe. Der Ausschnitt zeigt die drei alttestamentlichen Engel, die nach Genesis 18 Abraham besuchen und von ihm bewirtet werden. Die Kirchenväter sahen in diesen drei Engeln schon die hl. Dreifaltigkeit dargestellt, die erst im Neuen Testament deutlicher in Erscheinung tritt.

Abraham spricht die Engel mal in der Einzahl, mal in der Mehrzahl an. Drei gleich eins und eins gleich drei. Die kreisförmige Anordnung der Engel um den Tisch weist ebenfalls auf die Einheit der drei Personen hin. Gleich sind auch ihre Gestalten, ihre Gesichter, Haartrachten und Heili-

genscheine. Die Verschiedenheit der drei göttlichen Personen wird durch die Farben der Gewänder, die Zuordnung der Blicke und durch die abweichenden Handstellungen angedeutet. Der mittlere Engel stellt Christus dar. Er schaut mit gesenktem Blick zum Vater auf seiner rechten Seite. Sein Blick drückt gehorsame Ergebenheit in den Willen des Vaters aus.

Die Mahlzeit, die Abraham (oben rechts) und Sarah (oben links) aufgetragen haben, lässt schon an das eucharistische Abendmahl denken. Der Tisch ist zum Altar geworden. Die Perspektive ist am Fußboden erkennbar. Der dreieinige Gott kommt auf uns Menschen zu.

In unserer Zeit sind viele Ikonen ohne Erklärung kaum noch verständlich, da die Kenntnis der erklärenden Bibelstellen weithin fehlt. Man kann jedoch die Atmosphäre der Verehrung immer noch erahnen. Die Ikonen vergegenwärtigen die dargestellten Personen. Die Verehrung gilt dem Urbild. Das ist hier auf unserem Bild die hl. Dreifaltigkeit.

Ikonen finden jetzt auch im katholischen Westen zunehmend Verbreitung. Hier haben bis jetzt die Reliquien die Aufgabe, Heilige zu vergegenwärtigen. Das führte oft dazu, dass Heilige dem Ort den Namen gaben, an dem sie gelebt haben und beerdigt sind. *Eduard Werner*

# Die Psalmen – Gebete Israels und Gebete der Kirche

Von Alexander Desecar

## Die Psalmen im Alten Testament

In den christlichen Ausgaben des Alten Testaments findet das Buch der Psalmen oder der Psalter eine Sammlung von 150 Einzelpsalmen, seinen Platz unter den Lehrbüchern, obgleich nur wenige Psalmen im strengen Sinne zur didaktischen Literatur gehören. Im Hebräischen heißen die Psalmen *tehillim* („Lobgesänge“), was nicht auf alle Psalmen zutrifft. Die griechische Übersetzung des Alten Testaments überschreibt das Buch der Psalmen mit *psalmoi* („Lieder“). Ein Großteil der Psalmen zählt nach den Exegeten zu den Klageliedern. Hier ist eine Erläuterung nötig: Die Psalmen sind religiöse Lieder; eine Klage hat nur dann einen religiösen Sinn, wenn sie eine Bitte an Gott miteinschließt. „Das bedeutendste Stück der Klagelieder ist die Bitte“ (H. Gunkel). Die nähere Bestimmung der literarischen Gattungen von Psalmen fällt in den Kommentaren unterschiedlich aus und ist unter Fachleuten umstritten. Die „Einheitsübersetzung“ z.B. schreibt diesbezüglich: „Man unterscheidet heute vor allem folgende Gattungen: Hymnen, Danklieder, Klagelieder eines Einzelnen und des Volkes, Bittpsalmen, Wallfahrtslieder, Königslieder, Weisheitslieder, messianische Psalmen.“ Im Grunde lassen sich alle Psalmen vom literarischen Standpunkt aus auf die Gattungen von Klage- bzw. Lobliedern reduzieren, die sich auch überschneiden können.

Die moderne Exegese befaßte sich seit H. Gunkels berühmt gewordenem Werk „Die Psalmen“ (1913) vor allem mit dem Erforschen der Psalmengattungen und den Entstehungsbedingungen einzelner Psalmen. Neuerdings hat die

Psalmenforschung auch andere Ansätze besprochen, z. B. die „poetologische Analyse“, die jeden Psalm als eigenständiges Kunstwerk betrachtet.

Alle Forschungsmethoden, so wichtig sie auch für das Verständnis der Psalmen sein mögen, bleiben ein Stückwerk, wenn ihr religiöser Gehalt vernachlässigt wird. Darauf hat schon H. Gunkel hingewiesen. Eine eigenständige Theologie bieten die Psalmen nicht. Vielmehr werden ihre theologischen Aussagen besser verständlich, wenn man die restlichen Bücher des Alten

Testaments zu Hilfe zieht. In den Dichtungen, die im Laufe beinahe eines Jahrtausends (10.-2. Jh. v. Chr.) entstanden sind, spiegelt sich fast „die ganze Theologie des Alten Testaments mit ihrer Einheitlichkeit und Vielgestaltigkeit“ wider (Das große Bibellexikon, 1996, Bd. 4, 1929).

Der heutige Mensch hat Schwierigkeiten, wenn er sich der Lektüre mancher Psalmen widmet. Der moderne Individualismus fühlt sich wenig angesprochen, wenn das alte Israel von seinen Missgeschicken, Siegen, Hoffnungen spricht. Das Heil ist im biblischen Rahmen kein rein individuelles Geschehen. Der Einzelne ist eingebunden in eine Gemeinschaft und teilt mit ihr sein Schicksal im Guten wie im Bösen.

Die Psalmen entstanden aus dem konkreten Leben und blieben ihm verbunden. Aber das Leben eines Individuums vollzog sich innerhalb des kollektiven Lebens des auserwählten Volkes. So war der Schritt von der persönlichen Frömmigkeit zum Kult vorprogrammiert. Die Kla-

ge- bzw. Bitt-, Dank- und Loblieder, die ein Dichter komponiert hatte, wurden in den Gottesdienst des Tempels aufgenommen und dienten anderen Volksangehörigen als Gebetsmuster. Andere Psalmen hatten ihren direkten Ursprung im Gottesdienst, z. B. anlässlich der Wallfahrten zu den Hochfesten Israels.

Betrachten wir einige Beispiele von Klagen, verbunden mit Bitten, von Kranken. Psalm 38: „Nichts blieb gesund an meinem Leib (V 4)... Doch auf dich, Herr, harre ich; du wirst mich erhören, Herr, mein Gott“ (V 16). Ps 35 enthält die Bitte und Klage eines vor Gericht unschuldig Angeklagten: „Streite, Herr, gegen alle, die gegen mich streiten (V 1)... denn sie haben mir ohne Grund ein Netz gelegt“ (V 7). Auch Gefangene klagen und beten. Ps 22:

„Alle, die mich sehen, verlachen mich, verziehen die Lippen, schütteln den Kopf: ‚Er wälze die Last auf den Herrn, der soll ihn befreien. Der reiße ihn heraus, wenn er an ihm Gefallen hat‘ (V 9)... Du aber, Herr, halte

dich nicht fern! Du, meine Stärke, eil mir zu Hilfe!“ (V 20).

Nicht nur das persönliche Unglück, sondern auch das des ganzen Volkes wird zum Leitmotiv einiger Psalmen. So klagt Psalm 137 über die babylonische Gefangenschaft: „An den Strömen von Babel, da saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten (V 1)... Herr, vergiss den Söhnen Edoms nicht den Tag... Tochter Babel, du Zerstörerin! Wohl dem, der dir heimzahlt, was du uns getan hast!“ (V 7f). Die letzten Verse sind für viele heutige Leser ein Ärgernis. Dabei darf man nicht vergessen: Hier waltet noch nicht das Gesetz des Evangeliums. Die Bibel muss man als Ganzes bedenken. Das Unvollkommene wird in der Hl. Schrift allmählich aufgehoben und durch das Vollkommene ersetzt. So bleiben manche Stellen des Alten Testaments nur als historische Reminiszenz für die Christen erhalten.

Ist unter den Plagen, die den Menschen bedrücken können, die Sünde nicht etwa die größte? In Psalm

**„Eines der bedeutensten Bücher der Bibel und der gesamten Weltliteratur“ nennt die Einheitsübersetzung das Buch der Psalmen.**

**Die folgenden Ausführungen über die Psalmen sind ein Beitrag des Verfassers zum Jahr der Bibel.**

51 betet deshalb ein Sünder um Vergebung: „Gott, sei mir gnädig nach deinem reichen Erbarmen! Wasch meine Schuld von mir ab, und mach mich rein von meiner Sünde!“ (V 3f).

Die Psalmen enthalten Loblieder, in denen der fromme Dichter Gott wegen seiner Schöpfungstaten bewundert und lobt. Ps 8,1: „Herr, unser Herrscher, wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde; über den Himmel breitest du deine Hoheit aus!“ Ps 19,1: „Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes, vom Werk seiner Hände kündigt das Firmament.“ Ein Grund zum Lobpreis war auch Gottes Fürsorge für sein Volk. Ps 66: „Spielt zum Ruhm seines Namens! Verherrlicht ihn mit Lobpreis! (V 2)... Er verwandelte das Meer ins trockene Land, sie schritten zu Fuß durch den Strom. ...“ (V 6).

In den Dankpsalmen steht im Mittelpunkt entweder die persönlich erlebte Gnade Gottes (z. B. Ps 65,2f: „Dir gebührt Lobgesang, Gott, auf dem Zion, du erhörst mein Gelübde“) oder die Errettung Israels aus Gefahren (z. B. Ps 106: „Danket dem Herrn, denn er ist gütig, denn seine Huld währt ewig (V 1)... Unsere Väter in Ägypten begriffen deine Wunder nicht (V 7)... Er aber hat sie gerettet“ V 8).

Nach dem französischen Exegeten A. Gelin (La Prière des Psaumes, 1965) erfolgt die Gottsuche und -findung der Psalmbeter über Zeichen: 1. die Schöpfung, 2. die Heilsgeschichte, 3. den Tempel, 4. die Erwählung Israels zum Volk Gottes, 5. das Wort Gottes (Ps 81,9ff: „Höre, mein Volk... Ich bin der Herr, dein Gott... Tu deinen Mund auf! Ich will ihn füllen“).

So kann der einzelne Israelit wie das gesamte Volk ausrufen: „Was habe ich im Himmel außer dir? Neben dir erfreut mich nichts auf der Erde. Auch wenn mein Leib und mein Herz verschmachten, Gott ist der Fels meines Herzens und mein Anteil auf ewig“ (Ps 73,25f).

### Christus und die Psalmen

Kein Mensch hat jemals wie Jesus gebetet. Der Evangelist Lukas verbindet Jesu Gebet mit seinen wichtigen Etappen auf dem Weg der Erlösung: Jesus betet bei seiner Taufe im Jordan, bei der Wahl der Zwölf, auf dem Berg, bei der Zusicherung an Petrus, bei der Verklärung, im Garten Gethsemani, am Kreuz.

Jesus betete mit den Texten der Psalmen. Der hl. Augustinus nennt ihn einen „Sänger der Psalmen“ (Iste cantator psalmoreum). Auf den Pilger-

fahrten nach Jerusalem zu den Hochfesten sang man traditionsgemäß die Wallfahrtspsalmen, und Jesus stimmte in diese Gebete ein. Beim Pesachmahl rezitierte auch er das große Hallel-Lied (Ps 136), worin der Auszug aus Ägypten und die Rettung Israels besungen wurden.

Der Synagogenbesuch am Sabbat bot Jesus die Gelegenheit, zwischen den Lesungen aus dem Gesetz und den Propheten Psalmen zu beten.

In Joh 13,18 sagt Jesus beim letzten Abendmahl zu Judas: „Er, der mein Brot aß, hat mich hintergangen“. Dieser Satz stammt aus Ps 41,10, dem Klagepsalm eines unschuldig Verfolgten. In seiner Todesstunde am Kreuz ruft nach Mk 15,34 Jesus aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Diese Worte des Psalm 22,2 kommen nicht aus dem Munde eines von Gott verlassen Menschen, sind nicht Ausdruck der Verzweiflung. Es sind Worte eines Unschuldigen, der dem Tod ins Auge schaut, aber trotzdem sich des Schutzes und der Liebe Gottes sicher weiß. Wenn ein frommer Jude den Anfang eines Gebetes zitierte, so machte er sich dessen ganzen Inhalt zu eigen – in diesem Fall verfährt Jesus mit dem Psalmgebet so –. In Psalm 22 heißt es weiter: „Du aber, Herr, halte dich

„Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er hat wunderbare Taten vollbracht ...“ – Initiale zum 98. Psalm aus dem Neapolitanischen Psalter mit Stundenbuch (15. Jhdt)



nicht fern! Du, meine Stärke, eil mir zu Hilfe! (V 20)... Vom Herrn wird man dem künftigen Geschlecht erzählen, seine Heilstat verkündet man dem kommenden Volk, denn er hat das Werk getan“ (V 31f). Betrachtet man Vers 2, wie ihn Jesus am Kreuz ausgesprochen hat, im Zusammenhang mit dem gesamten Psalm 22, scheint die Annahme gerechtfertigt, dass Jesus diesen Psalm im messianischen Sinn verstanden hat.

Der auferstandene Jesus spricht zu den Emmausjüngern: „Es muss alles in Erfüllung gehen, was im Gesetz des Mose, bei den Propheten und in den Psalmen über mich gesagt ist“ (Lk 24,44). Jesus behauptet also, dass u. a. die Psalmen ihn – den Messias – verkündet haben.

Mt 22,41- 46: „Jesus fragte die Pharisäer, die bei ihm versammelt waren: Was denkt ihr über den Messias? Wessen Sohn ist er? Sie antworteten ihm: Der Sohn Davids. Er sagte zu ihnen: Wie kann ihn dann David, vom Geist (Gottes) erleuchtet, ‚Herr‘ nennen? Denn er sagt: Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich mir zu Rechten, und ich lege dir deine Feinde unter die Füße (Ps 110,1). Wenn ihn also David ‚Herr‘ nennt, wie kann er dann Davids Sohn sein? Niemand konnte ihm darauf antworten...“. Jesus stimmt zuerst der damaligen jüdischen Meinung zu, dass Psalm 110 eine Weissagung über den Messias beinhaltet. Aber er geht über das allgemeine Verständnis des zitierten Psalmverses hinaus, indem er den Gegensatz zwischen „Sohn Davids“ und „mein Herr“ aufgreift. Er geht von dem, was seine Zuhörer zugeben, aus und deutet darauf hin, dass der wirkliche Messias größer als der von ihnen erwartete Messias ist.

Die s. g. historisch-kritische Exegese versucht, den Sinn der Psalmen, so wie ihn die Verfasser verstanden haben, herauszufinden. Ob ihr dies immer gelingt, bleibt so

manchmal zweifelhaft. Für einen erweiterten Sinn der alttestamentlichen Texte hat sie kein Gespür. Das Neue Testament entfernt den „Schleier“ vom Alten. So kann Paulus behaupten: „Christus ist das Ende des Gesetzes“ (Röm 10,4).

Petrus sieht die Auferstehung Jesu vorausgesagt in den Worten des Psalm 16,10: „Denn du gabst mich nicht der Unterwelt preis; du läßt deinen Frommen das Grab nicht schauen“ (Apg 2,27).

### Psalm 1: Die beiden Wege

**Wohl dem Mann,  
der nicht dem Rat der Frevler folgt,  
nicht auf dem Weg der Sünder geht,  
nicht im Kreis der Spötter sitzt,  
sondern Freude hat an der Weisung des Herrn,  
über seine Weisung nachsinnt bei Tag und bei Nacht.  
Er ist wie ein Baum,  
der an Wasserbächen gepflanzt ist,  
der zur rechten Zeit seine Frucht bringt  
und dessen Blätter nicht welken.  
Alles was, er tut, wird ihm gut gelingen.  
Nicht so die Frevler:  
Sie sind wie Spreu, die der Wind verweht.  
Darum werden die Frevler im Gericht nicht bestehen  
noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten.  
Denn der Herr kennt den Weg der Gerechten,  
der Weg der Frevler aber führt in den Abgrund.**

Mt 21,15f beschreibt eine interessante Szene: „Als nun die Hohenpriester und die Schriftgelehrten ... die Kinder im Tempel rufen hörten: Hosanna dem Sohn Davids, da wurden sie ärgerlich und sagten zu ihm (Jesus): Hörst du, was sie rufen? Jesus antwortet ihnen: Ja, ich höre es. Habt ihr nie gelesen: Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge schaffst du dir Lob.“ Der letzte Satz gibt den Text von Psalm 8,3 wieder. Was der Psalmist von Gott sagt, bezieht nun Jesus auf sich selbst und identifiziert sich mit Gott.

Offb 2,23 spricht von Christus, der „Herz und Nieren“ prüft, was nach Psalm 7,10 eine Eigenschaft Gottes ist („...gerechter Gott, der du auf Herzen und Nieren prüfst“).

Jesus Christus ist nicht nur ein Sänger der Psalmen, sondern auch ihr Gegenstand. Er ist „der Held der Psalmen“ (A. Gelin).

Die apostolische Kirche benutzte den Psalter als Gebetbuch (Apg 4,25; Kol 3,16). Der Grund dafür lag in der Tatsache, dass für sie das Alte Testament das Wort Gottes war. Wie eben dargestellt, entdeckten die ersten Jünger Jesus selbst in den Psalmen. Darüber hinaus sahen sich die Christen in ähnliche Lebenssituationen gestellt wie schon die

frommen Juden in der Vergangenheit. Die Psalmen sind aus konkreten Lebenssituationen entstanden und sind dem Leben verbunden geblieben. Deshalb konnten sie auch die Bitten, Lob- und Dankgefühle der Getauften ausdrücken.

Im jüdischen Gottesdienst, sei es im Jerusalemer Tempel oder in den Synagogen, hatten die Psalmen ihren festen Platz. Die Kirche betrachtete die Psalmen als ihre eigenen Gebete. Nach der Regel des hl. Benedikt (um 480-547 n. Chr.) wurde der

Psalter jede Woche im Stundengebet durchgebetet. Dies galt auch für die Kleriker der höheren Weihen bis zur nachkonziliaren Liturgiereform, als man auf einige Psalmen, die manchen Priestern als christliche Gebete wenig geeignet erschienen (man bezog sich auf das „Rache“-Motiv: z. B. Ps 59,14; usw.), im Brevier verzichtete. Bis heute sind einige Psalmen Bestandteile der hl. Messe.

„Die Bibel ist nicht nur Lehr-, sondern auch Gebetbuch. Fangen wir an, mit ihr, vor allem mit dem Psalter zu beten, dann wird das Gebet nicht von der Armut unseres Herzens, sondern von dem Reichtum des Wortes Gottes bestimmt... Die Psalmen lernt man letztlich nicht durch Studieren, sondern durch Beten kennen, denn sie sind Gebete“ (Das große Bibellexikon, Bd. 4, 1931). □

# Katholische Kirche und Schwangerschaftskonfliktberatung in Deutschland

*Eine Bilanz nach zehn Jahren*  
Von Manfred Spieker

**M**anfred Spieker, Jahrgang 1943, studierte nach dem Abitur Politikwissenschaft, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Freiburg, Berlin und München. Nach seiner Promotion habilitierte er sich 1982 für das Fach politische Wissenschaft an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln mit der Arbeit „Legitimitätsprobleme des Sozialstaats in der Bundesrepublik Deutschland“. Spieker war von 1972 bis 1982 wissenschaftlicher Assistent am Forschungsinstitut für politische Wissenschaft und europäische Fragen der Universität Köln. Er ist nun Professor am Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissenschaften der Universität Osnabrück und Gastprofessor an mehreren ausländischen Universitäten. Außerdem ist er seit 1995 Beobachter des Hl. Stuhls im Lenkungsausschuß für Sozialpolitik des Europarates. Seit 2002 ist Prof. Spieker Präsident der Association Internationale pour l'Enseignement Social Chrétien (AIESC).



**D**ie katholische Kirche in Deutschland hat die 1970 einsetzenden Diskussionen um die Reformen des Abtreibungsstrafrechts von Anfang an kritisch begleitet. Sowohl die Deutsche Bischofskonferenz als auch das Zentralkomitee der deutschen Katholiken wurden bis zur Reform des §218 1992 nicht müde, das Lebensrecht ungeborener Kinder zu verteidigen und vor den zerstörerischen Folgen einer Freigabe der Abtreibung für den Rechtsstaat zu warnen. Sie haben auf die bewußtseinsbildende Kraft des Strafrechts hingewiesen und darauf, dass das Lebensrecht des ungeborenen Kindes im Konfliktfall auch gegen die Interessen abtreibungswilliger Schwangerer verteidigt werden muß. Die katholische Opposition gegen jede Reform, die das Selbstbestimmungsrecht der Schwangeren über das Lebensrecht des ungeborenen

Kindes stellte, war rund 25 Jahre lang von beeindruckender Konsequenz. Sie entsprach ebenso der kirchlichen Lehre über das Verbrechen der Abtreibung, wie sie das II. Vatikanische Konzil in *Gaudium et Spes* und im Weltkatechismus von 1993 zum Ausdruck gebracht hatte<sup>1</sup>, wie den Artikeln 1,1 und 2,2 der deutschen Verfassung, die den Schutz der Menschenwürde und des Lebensrechtes zur unverhandelbaren Staatsaufgabe erklären.

## **1 Die Wende vom Kampf gegen die Abtreibungsgesetzgebung zur Verteidigung des Beratungskonzepts**

Ein folgenschwerer Bruch in dieser Linie des kirchlichen Wächteramtes erfolgte bei der Mehrheit der Deutschen Bischofskonferenz und insbesondere ihrem Vorsitzenden, Karl Kardinal Lehmann, im Sommer 1993 und im Zentralkomitee der deutschen Katholiken zwei Jahre

später, im Sommer 1995. Was war der Hintergrund dieses Bruches? Das Bundesverfassungsgericht hatte in seinem Urteil vom 28. Mai 1993 den Paradigmenwechsel gebilligt, den der Bundestag in seiner Reform des § 218 am 26. Juni 1992 vollzogen hatte. Das Leben des ungeborenen Kindes sollte nicht mehr durch ein mit Strafsanktionen bewehrtes Abtreibungsverbot, sondern durch eine obligatorische Beratung der abtreibungswilligen Schwangeren geschützt werden. Sollte sich die Schwangere nach der Beratung dennoch zu einer Abtreibung entschließen, bleibt sie straffrei. Die Straffreiheit galt als Voraussetzung dieses Beratungskonzepts. Der Paradigmenwechsel opferte damit im Ergebnis das Lebensrecht des Kindes dem Selbstbestimmungsrecht der Schwangeren.

Den Keim für diesen Paradigmenwechsel hatte das Bundesverfassungsgericht bereits in seinem ersten Abtreibungsurteil vom 25. Februar 1975 gelegt. Es hatte damals zwar die 1974 beschlossene Fristenregelung als verfassungswidrig verworfen, aber dem Gesetzgeber bescheinigt, dass er nicht gehindert sei, „die grundgesetzlich gebotene rechtliche Missbilligung des Schwangerschaftsabbruchs auch auf andere Weise zum Ausdruck zu bringen als mit dem Mittel der Strafdrohung“.<sup>2</sup> Dass das Gericht dann 1993 die 1992 beschlossene Reform wiederum verworfen, lag nicht an der erneut eingeführten Fristenregelung, sondern allein daran, dass die Abtreibungen innerhalb der ersten zwölf Wochen der Schwangerschaft nach Beratung als „nicht rechtswidrig“ deklariert worden waren und die Beratungsregelungen nach Meinung des Gerichts ihre Orientierung am Lebensschutz nicht hinreichend deutlich werden ließen. Der Paradigmen-

wechsel von der Strafandrohung zum Beratungsangebot wurde vom Gericht aber ausdrücklich als verfassungskonform bestätigt<sup>3</sup> und in die vierte große Reform, das Schwangeren- und Familienhilfeänderungsgesetz vom 21. August 1995, übernommen.

Erste Irritationen im Hinblick auf die Konsistenz der katholischen Opposition gegen den Paradigmenwechsel zeigten sich im Herbst 1992. Am 10. Juni 1992 hatte Kardinal Lehmann in einer Stellungnahme zu einem Gesetzesvorschlag von SPD- und FDP-Abgeordneten einen solchen Paradigmenwechsel noch ausdrücklich abgelehnt und gewarnt, die katholischen Beratungsstellen könnten sich „nicht in ein Verfahren einbinden lassen, das die Ausstellung einer Beratungsbescheinigung zu einer wesentlichen Voraussetzung für die straffreie Tötung eines ungeborenen Menschen macht“.<sup>4</sup> Gut drei Monate später zeichnete sich die Billigung des Paradigmenwechsels ab. In seinem Einleitungsvortrag vor der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda zum Thema „Beratung zwischen Lebensschutz und Abtreibung“ am 21. September 1992 geht es Kardinal Lehmann nur noch darum, dass die auf Grund des Paradigmenwechsels vorgenommenen Abtreibungen nicht auch noch das Prädikat „nicht rechtswidrig“ erhalten. Der größte Teil des Vortrages dreht sich um das noch laufende Verfahren des Bundesverfassungsgerichts gegen die Reform des § 218 vom 26. Juni 1992 und die einstweilige Anordnung des Gerichts gegen diese Reform vom 4. August 1992. Dabei erweckt Kardinal Lehmann den Eindruck, als sei er über die Überlegungen und Absichten des mit dem Verfahren befassten Senats bestens informiert gewesen. Er gab schließlich seiner Hoffnung auf ein Urteil Ausdruck, das den katholischen Beratungsstellen eine Fortsetzung ihrer Arbeit ermögliche.<sup>5</sup>

Nachdem das Urteil am 28. Mai 1993 verkündet und der Paradigmenwechsel gebilligt worden war, stellte sich Kardinal Lehmann voll

hinter das Gericht. Schlüsseldokument dieses Kurswechsels und damit des Bruches in der Wahrnehmung des kirchlichen Wächteramtes ist sein Vortrag „Mut zu einem neuen Modell“ vor dem in Mainz tagenden Zentralrat des Sozialdienstes katholischer Frauen am 16. Juni 1993.<sup>6</sup> Zwar wurden einige Aspekte des Urteils kritisiert, aber der Paradigmenwechsel wurde unter Berufung auf Ernst-Wolfgang Böckenförde als Notordnung des säkularen



*Kardinal Lehmann vor der Peterskuppel in Rom. Er hatte eine Schlüsselstellung in der Frage der Scheinberatung. Den schließlichen Ausstieg bezeichnete er als eine Niederlage*

Staat verteidigt. Das Tötungsverbot ordnete Kardinal Lehmann eigenartigerweise nicht dem säkularen Staat, sondern einer vorwiegend religiösen Sicht zu, so als sei es nicht zugleich die Legitimitätsbedingung des säkularen Verfassungsstaates. Entgegen der ausdrücklichen Feststellung des Urteils, die Schwangere bestimme über den Abbruch einer Schwangerschaft in „Letztverantwortung“ selbst<sup>7</sup>, und entgegen allen Auslegungen dieser „Letztverantwortung“ im Parlament und in der Rechtswissenschaft<sup>8</sup> behauptete er, der Begriff „Letztverantwortung“ gebe „der Frau beileibe

keine Entscheidungskompetenz“ über das ungeborene Leben.<sup>9</sup>

Ausführlich äußerte sich Kardinal Lehmann zur Funktion des Beratungs-scheines, den er Nachweis einer lebensorientierten Beratung nannte. Dies entsprach zwar dem Wunsch der Kirche, war rechtlich aber immer unhaltbar, weil das Schwangerschaftskonfliktgesetz nur die Vorstellung der Schwangeren in einer anerkannten Beratungsstelle und das Angebot einer Beratung verlangte,<sup>10</sup> die Schwangere aber, wie das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil zum bayerischen Schwangerenberatungsgesetz vom 27. Oktober 1998 feststellte, sich gar nicht auf das Beratungsangebot einlassen muss. Sie habe, so das Gericht, einen Rechtsanspruch auf den die Abtreibung ermöglichenden Beratungsschein, auch wenn „sie die Gründe, die sie zum Schwangerschaftsabbruch bewegen, nicht genannt hat“.<sup>11</sup> Kardinal Lehmanns Apologie des „neuen Modells“ ging so weit, dass er nicht weniger als sechs Mal davor warnte, das Beratungskonzept mit dem Begriff „Fristenregelung“ zu umschreiben. Er ließ auch wissen, an wen sich seine Warnungen richten: an die ausdrücklich in Anführungszeichen gesetzten „Lebensschützer“.<sup>12</sup>

Wenige Tage nach diesem Vortrag ließ sich der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz, dem alle Diözesanbischöfe angehören, auf seiner Sitzung am 21. und 22. Juni 1993 auf diese Einschätzung festlegen. Er bestätigte ausdrücklich die positiven Aussagen seines Vorsitzenden über das Urteil. Er sprach dem Bundesverfassungsgericht für seine Bemühungen um ein „neues Modell“ seine Anerkennung aus. Im Beratungskonzept meinte er eine „deutliche Verbesserung des Lebensschutzes“ sehen zu können. Der Beratungsschein dokumentiere eine lebensschützende Beratung. Seine Aushändigung an die Schwangere sei keine cooperatio ad malum. Deshalb gäbe es auch keinen Anlaß für ein Ausscheiden der kirchlichen Beratungsstellen aus dem gesetzlichen

Beratungssystem. Der Ständige Rat hielt es im Gegenteil für „geboten“, dass die kirchlichen Beratungsstellen ihre Tätigkeit fortsetzten, eine Tätigkeit, die bei der Entscheidungsfindung des Gerichts, wie Bundesverfassungsrichter Winter den Bischöfen in der Sitzung schmeichelte, „von großer Bedeutung“ gewesen sei.<sup>13</sup>

In dieser Sitzung wurden die Weichen für den künftigen Kurs der Deutschen Bischofskonferenz gestellt. Dem Gesetzgeber und der Bundesregierung wurde Kooperationsbereitschaft signalisiert, wenn sie bei dem nun auszuarbeitenden Gesetz den Leitlinien des Verfassungsgerichtsurteils folgen und das Beratungskonzept umsetzen würden. Ein Brief des Leiters des Kommissariats der deutschen Bischöfe bei der Bundesregierung, Prälat Paul Bocklet, an den damaligen Vorsitzenden der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag Wolfgang Schäuble vom 8. November 1993 dokumentierte diese Kooperationsbereitschaft. Es scheint dem Katholischen Büro nur noch um die genaue Umsetzung des Verfassungsgerichtsurteils im neuen § 218 sowie darum zu gehen, dass die Neuregelung nicht als „Fristenregelung“ bezeichnet wird.

Ob dieses Kooperationskurses kam es sogar zum Konflikt mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken, das den bischöflichen Kurswechsel noch bis zum Frühjahr 1995 ablehnte und dessen damalige Vor-

sitzende Rita Waschbüsch sich nicht scheute, wiederholt auf die Widersprüche im Verfassungsgerichtsurteil vom 28. Mai 1993 hinzuweisen und das neue Konzept eine „Fristenregelung“ zu nennen.<sup>14</sup> Während sie an die Bundestagsabgeordneten appellierte, mehr Eindeutigkeit in ihrer Entscheidung für das Leben zu zeigen als das Bundesverfassungsgericht, forderte das Katholische Büro die Abgeordneten auf, die Vorgaben des Bundesverfassungsgerichts „uneingeschränkt und ungeschmälert“ zu beachten. Der stellvertretende Leiter des Katholischen Büros Elmar Remling mahnte das Zentralkomitee der deutschen Katholiken schon im Herbst 1993, den Begriff „Fristenregelung“ zur Beschreibung des Beratungsmodells nicht mehr zu verwenden. Nach der Verabschiedung der erneuten Reform des § 218 am 21. August 1995 schwenkte das Zentralkomitee der deutschen Katholiken dann auf den billigenden Kurs der Bischöfe ein.

Nur zwei Bischöfe opponierten gegen die Anpassung an den Paradigmenwechsel: Erzbischof Dyba wies die Beratungsstellen seines Bistums bereits am 29. September 1993 an, keine Beratungsscheine mehr auszustellen, weil die Fristenregelung mit Beratungsangebot vom Bundesverfassungsgericht durch eine einstweilige Anordnung zum 16. Juni 1993 in Kraft gesetzt worden war, der Beratungsschein mithin von diesem Tag an seine neue Bedeutung als Tötungslizenz erhielt.

Joachim Kardinal Meisner ließ die Pressestelle seines Bistums am 16. Februar 1994 eine Stellungnahme zum Gesetzesentwurf der Regierungskoalition zur Umsetzung des Verfassungsgerichtsurteils verbreiten, in der dieser Entwurf sehr kompetent und kritisch analysiert und unumwunden „eine klassische Fristenregelung“ genannt wurde.<sup>15</sup>

Aber weder Erzbischof Dyba noch Kardinal Meisner konnten den Kurswechsel der Deutschen Bischofskonferenz verhindern. Mit diesem Kurswechsel verschoben sich die Fronten. Hatten die Bischöfe bis zum Sommer 1993 die katholische Lehre zum Lebensrecht des Embryos gegen den deutschen Gesetzgeber verteidigt, begannen sie nun, das deutsche Abtreibungsstrafrecht und sein Beratungskonzept gegen römische Kritik zu verteidigen. Es begann die mehr als vier Jahre dauernde, zermürbende, schlagzeilenträchtige, viele Kräfte absorbierende und tiefe Wunden schlagende Auseinandersetzung um die Beteiligung der Kirche an der nachweispflichtigen Schwangerschaftskonfliktberatung, an der vor allem Kardinal Lehmann, die Mehrheit der Bischöfe und das Präsidium des Zentralkomitees der deutschen Katholiken einerseits und Papst Johannes Paul II., die Glaubenskongregation unter Kardinal Ratzinger sowie eine Minderheit der deutschen Bischöfe andererseits beteiligt waren.<sup>16</sup>

*Fortsetzung folgt*

<sup>1</sup> II. Vatikanisches Konzil, Gaudium et Spes 27 und 51; KKK 2270-2274. Vgl. auch Johannes Paul II., Evangelium Vitae 58-63

<sup>2</sup> Bundesverfassungsgericht, Entscheidungen (BVerfGE), Band 39, S. 46.

<sup>3</sup> BVerfGE 88, 204 und 264ff. Vgl. auch M. Spieker, Licht und Schatten eines Urteils. Zur Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zu § 218 vom 28.5.1993, in: Hans Thomas/Winfried Kluth (Hg.), Das zumutbare Kind. Die zweite Bonner Fristenregelung vor dem Bundesverfassungsgericht, Herford 1993, S. 317ff.

<sup>4</sup> Presseinformationen der Deutschen Bischofskonferenz vom 10.6.1992, Nr. 6.

<sup>5</sup> Karl Lehmann, Beratung zwischen Lebensschutz und Abtreibung. Vortrag vor der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda am 21.9.1992, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, 1992, S. 14ff.

<sup>6</sup> Karl Lehmann, Mut zu einem neuen Modell. Anmerkungen zur Entscheidung des

Bundesverfassungsgerichts zur Regelung des Schwangerschaftsabbruches vom 28.5.1993, in: J. Reiter/R. Keller, Hrsg., § 218. Urteil und Urteilsbildung, Freiburg 1993, S. 236ff.

<sup>7</sup> BVerfGE 88, 270.

<sup>8</sup> Herbert Tröndle, Über das Unbegründbare der zweiten Bonner Fristenlösung, in: Hans Thomas/Winfried Kluth, Hrsg., Das zumutbare Kind, a. a. O., S. 168f.; Willi Geiger, Menetekel, Eine Kritik an der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts vom 28. Mai 1993 zum sogenannten Schwangeren- und Familienhilfegesetz vom 27. Juli 1992, in: Schriftenreihe der Juristenvereinigung Lebensrecht, Band 10, Köln 1993, S. 56.

<sup>9</sup> K. Lehmann, Mut zu einem neuen Modell, a. a. O., S. 240.

<sup>10</sup> Tröndle/Fischer, StGB, 49. Aufl. (1999), Vor § 218 Randnummer 14 b; Rainer Beckmann, Fristenregelung mit Beratungsangebot – Anspruch und Wirk-

lichkeit der neuen Abtreibungsregelung, in: Zeitschrift für Lebensrecht, 4. Jg. (1995), S. 24ff.

<sup>11</sup> BVerfGE 98, 325.

<sup>12</sup> K. Lehmann, Mut zu einem neuen Modell, a. a. O., S. 237, 238, 239 und 245.

<sup>13</sup> Ständiger Rat der Deutschen Bischofskonferenz, Protokoll der Sitzung vom 21./22.6.1993, Nr. 12.

<sup>14</sup> Rita Waschbüsch, Bericht zur Lage vor der Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken am 19./20.11.1993, in: Berichte und Dokumente des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 89 (1993), S. 5 und dies., Bericht zur Lage am 5./6.5.1995, in: Berichte und Dokumente 96 (1995), S. 34.

<sup>15</sup> Presseamt des Erzbistums Köln, PresseDienst Dokumente Nr. 283 vom 16.2.1994.

<sup>16</sup> Diese Auseinandersetzung ist analysiert in M. Spieker, Kirche und Abtreibung in Deutschland. Ursachen und Verlauf eines Konflikts, Paderborn 2000, S. 132-182.

# Familienwohl und Gemeinwohl

*Zur Gerechtigkeit zwischen den Generationen / Die Reformunfähigkeit der Politik verbaut die Zukunft*

*Von Jürgen Liminski*

**I**m Zentrum der Sozial- und Wirtschaftsreformen steht die Familie. Und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen fehlen die Beitragszahler für die Umlagesysteme, das anhaltende Geburtendefizit schlägt jetzt durch. Zum anderen lässt die Qualität des Nachwuchses in Deutschland zu wünschen übrig. Das in der Familie gebildete

Humanvermögen fehlt. Das hat Folgen für die Wirtschaft. Die Zukunftsfähigkeit Deutschlands schwindet. Auf das Generationenverhältnis kommen große Belastungen zu. Sie werden nur zu tragen sein, wenn sie auf einem Wertegerüst ruhen. Auch dafür bürgt die Familie, vor allem, wenn sie christlich geprägt ist. Diese Zusammenhänge werden von der Politik weit-

gehend verdrängt. Auch die Reform-Kommissionen gehen mit ihren Vorschlägen an der Ursache der gesamten Misere vorbei, der jahrzehntelangen Vernachlässigung der Familie. Unser Autor befasst sich in zwei Artikeln mit den vergessenen Zusammenhängen zwischen Gerechtigkeit und Familie, Gesellschaft und Generationen.

„Macht ist die Fähigkeit, Realität zu bewegen“, schrieb Guardini, und Josef Pieper ergänzte: „Die Menschenrechte zu wahren und zu hüten ist der innewohnende Sinn der Macht“, und an anderer Stelle: „Der Sinn der Macht ist die Gerechtigkeit“. Macht also als Instrument zur Bewegung der Wirklichkeit im Sinn der Herstellung von Gerechtigkeit, damit Jedem das Seine zukomme, auch der Familie. Der Autor hat vor ein paar Jahren von zwei Söhnen eine Tüte zu Weihnachten geschenkt bekommen. Sie ist voll Macht. In ihr sind lauter Papierschnitzel gesammelt und auf jedem steht: Macht. Im Brief, den die zwei dazulegte, gaben sie eine Gebrauchsanweisung mit: „...Damit du Macht immer maßvoll gebrauchst“. Es erinnert an Blaise Pascal. Der Naturwissenschaftler, Philosoph, Erfinder der „Logik des Herzens“ und Pädagoge meinte: Das Proprium der Macht, ihre eigentliche Aufgabe ist der Schutz der Schwachen. Und das ist auch ein Ziel der Gerechtigkeit, denn die Schwachen haben in einer zivilisierten Gesellschaft ein Recht auf Schutz durch die Starken in ihrer Gemeinschaft.

Diese Erkenntnisse waren mit Blick auf die Familie früher selbstverständlich. Die alten Griechen,

zum Beispiel Aristoteles in der *Politeia*, lehrten, dass die Gerechtigkeit eine Frage des angemessenen Austauschs von Leistungen oder Waren ist. Sie unterschieden dabei auch genau zwischen Personen und Sachen. Bei der Wissenschaft vom Haushalten, der Ökonomie (*oikos*, das Haus), geht es zum Beispiel um die Hausgemeinschaft, bei der Suche nach den Dingen (*chremata*), geht es um das organisierte Anhäufen von Reichtum. Zum einen also die Personen, zum anderen die Dinge. Es ist klar, dass das Anhäufen von Reichtümern dem Kapitalismus entspricht, die Ökonomie dagegen der sozialen Marktwirtschaft. Der große neoliberale Ökonom und Nobelpreisträger Friedrich August von Hayek hat das einmal in den Satz verdichtet: „Die zwei wichtigsten Institute einer freien Gesellschaft sind erstens das private Eigentum und zweitens die Familie.“

Wie es scheint, sind diese Zusammenhänge verloren gegangen. Die Politik sucht nur noch nach Reichtümern, sprich Steuergeldern und das Problem ist, dass sie auch die Macht dazu hat. Familie ist für sie ein Kostenfaktor und Kostengänger. Nur sonntags oder kurz vor Wahlen, da kümmert man sich intensi-

ver um die Familie, weil sie ja auch Stimmen hat. Sie übersehen, dass die Familie eben nicht nur ein Kostenfaktor, sondern vor allem ein Motor des Konsums und damit der Produktion ist. Ihre jahrzehntelange Missachtung geriet zur Ausbeutung, weil Familien meist nur einen Verdiener hatten und gleichzeitig aber mit der Zeugung und Erziehung von Kindern „generativ zum Bestand des Systems“ (Bundesverfassungsgericht) beitrugen ohne dass dieser Beitrag bei der Bemessung der Sozialabgaben (Rente, Pflege, Gesundheit) gebührend berücksichtigt wurde. Es geht aber nicht nur um die Einkommenssteuer, sondern vor allem um die Verbrauchssteuern, zu denen Familien aus schlichten Existenzgründen mehr beitragen (müssen) als Kinderlose. Kinderlose können in der Tat die Kosten für die Erziehung sparen oder anderweitig verwenden (Zweiturlaub, Zweitwagen, etc.) und zwei Renten erwirtschaften, weshalb man mit Fug und Recht von einer Ausbeutung der Familien durch das System sprechen kann.

Diese einfachen Systemsachverhalte führten dazu, dass die Zahl der Kinderlosen wuchs – rund vierzig Prozent der Akademikerinnen bleiben heute zeitlebens kinderlos,

insgesamt ist es ein Drittel aller Frauen in Deutschland – und das Alter der Frau bei der ersten Geburt steigt. Es liegt heute bei 28 Jahren. Insgesamt werden kontinuierlich weniger Kinder geboren in Deutschland. Das Jahr 2002 verzeichnete mit 720.000 Geburten wieder einen Negativrekord. Vor vierzig Jahren waren es doppelt so viele und das nur für Westdeutschland. Es gibt den Zusammenhang zwischen Geld und Fertilität. Neunzig Prozent der Paare, die Kinder wollten und dennoch keine oder nur eins bekommen, geben als Grund die Kosten an (Lampert). Das ist verständlich. Niemand wird gern freiwillig arm.

Das demographische Defizit aber, das aus der Ausbeutung der Familie folgt, und das unweigerlich die Veralterung der Gesellschaft nach sich zieht, hat unmittelbare Folgen für die Wirtschaft. Zum Beispiel beim Wohnungsbau. In großen Städten bestehen die Haushalte zur Hälfte bereits aus Einzelpersonen. In Berlin, Frankfurt, Hamburg, Düsseldorf, München bestimmen Singles, Dinks (Double income no kids – doppeltes Einkommen, keine Kinder) und Oldies die Wohnstruktur und den Markt. Und mit dem Markt auch das öffentliche Leben und Lebensgefühl, wenigstens in den Medien. Es ist geradezu symptomatisch, wie sehr der Anteil von Börsennachrichten in den Medien gestiegen ist. Untrügliche Zeichen der neuen Zeit sind auch: Tiefkühlprodukte boomen durch alle Konjunkturzyklen hinweg, Babyartikel werden zu Ladenhütern oder bestenfalls zu Exportartikeln. Es erscheinen auch die ersten Artikel, die Zusammenhänge herstellen zwischen Alterung und Wachstum, zwischen Börse und Geburten. In einem war zu lesen: „Wegen der demographischen Entwicklung kann das Wirtschaftswachstum in Europa langfristig um bis zu 1,5 Prozent jährlich gedrückt werden. Ohne ökonomisches Wachstum fällt es Unternehmen aber schwer, ihre Umsätze und Gewinne zu erhöhen...“

All das sind Spekulationen, begründete und plausible Spekulationen. Man könnte sie fortsetzen. Professor Horst Siebert, bis vor kurzem Direktor des Kieler Weltwirtschaftsinstituts und einer der fünf Weisen, hat mehrfach darauf hingewiesen, dass mit der Alterung der Konsum sinkt, die Innovationskraft nachlässt und die Kosten der Sozialsysteme steigen. Die Erkenntnis, dass und



*Familie ist der Weg der Kirche und der Menschheit: Niemand hat in den letzten 25 Jahren so sehr die Bedeutung der Familie in der Gesellschaft in das allgemeine Bewußtsein gehoben wie Papst Johannes Paul II.*

warum das demographische Defizit den wirtschaftlichen Niedergang Deutschlands stark mitverursacht, kommt langsam aus dem Insiderkreis heraus. Wir befinden uns bereits auf einer schiefen Ebene. Aber der Neigungswinkel ist noch so sanft, dass man den Zusammenhang zwischen dem Wohl der Familie und dem Gemeinwohl, oder der Gesamtwirtschaft verdrängen kann, ohne sich lächerlich zu machen. In etwa sieben, acht Jahren wird das anders sein. In Frankreich ist bereits ein Buch erschienen mit dem Titel „Le Choc de 2006“ von Michel Godet, der diesen Zusammenhang thematisiert, obwohl die Franzosen eine sehr viel bessere

Geburtenquote haben als die Deutschen. Godet zieht auch Linien zu Ehe und Scheidung. Denn auch die Scheidungsziffern in Deutschland boomen. Das Jahr 2001 brachte einen traurigen Doppelrekord: Noch nie gab es so viele Scheidungen (197.500), noch nie so wenig Eheschließungen. Die Bindungsangst geht um. Das ist der Fluch der Spaßgesellschaft.

Dagegen hilft nur die Familie. Diese Institution ist grundlegend, auch für die Wirtschaft. Erziehung zu Gemeinsinn, zu Toleranz, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft, Treue, Verantwortung – all das sind Tugenden und es gibt noch sehr viel mehr, die in der Familie ge- und erlebt werden und wovon Gesellschaft, Staat und Wirtschaft leben. Die Familie ist der gesunde Nährboden für die Sozialisierung der Person, das geistige Umfeld für das Hineinwachsen in die Gesellschaft. Es ist bezeichnend, dass – folgt man der wissenschaftlichen Literatur – „die Erzeugung solidarischen Verhaltens“ als ein Grund für den verfassungsrechtlichen Schutz der Familie genannt wird. Es sei eine Leistung, die in der Familie „in einer auf andere Weise nicht erreichbaren Effektivität und Qualität“ erbracht werde. Zum Beispiel Gemeinsinn und Solidarität – diese für

jede Gesellschaft notwendigen Tugenden werden in der Familie zuerst gelehrt, gelernt und gelebt. Und zwar auf eine osmotische Weise, sozusagen über die Haut eingesogen im täglichen Mit- und Nebeneinander, in tausend Kleinigkeiten des Umgangs in der Familie, so dass sie nachher wie selbstverständlich zur Persönlichkeitsstruktur der Kinder gehört – oder auch nicht, wenn die Erziehung nicht stattfindet oder in Massenbetriebe verlagert wird oder überhaupt das Leben verweigert wird. Mit dem Tod der Ungeborenen stirbt auch der Sinn für Solidarität. Mit dem Nein zum Leben und zur Großzügigkeit wächst der Egoismus. Das Ja zum Leben ist die

Sonne der Liebe. Je stärker der familiäre Zusammenhalt – eine Chiffre der Soziologen für Liebe – umso intensiver geht das Bewusstsein für Solidarität und Miteinander in Fleisch und Blut über. Das ist eine jener berühmten Voraussetzungen, die der Staat nicht geschaffen hat, von denen er aber lebt, wie Böckenförde sagt, und man kann das sicher auch auf die soziale Marktwirtschaft und allgemein auf die Beziehungsfähigkeit der Menschen in der Gesellschaft übertragen.

Aber es geht nicht nur um persönliche Tugenden. Das System selber ist krank. Es prämiert die Kinderlosigkeit. Die, die Kinder haben, zahlen nicht nur die Rente der anderen, sie zahlen insgesamt drauf. Viele Kinderlose sind freilich ungewollt kinderlos, profitieren aber dennoch vom System. Es geht auch nicht um Schuldzuweisung sondern um Gerechtigkeit. Zunächst ganz materiell. Das Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung in München hat jetzt ausgerechnet, wieviel die Eltern verfassungswidrig draufzahlen. Wenn man nur den Notfall nimmt, die Sätze der Sozialhilfe, also noch nicht einmal die vom Statistischen Bundesamt angegebenen und ausgerechneten Normalsätze für den Unterhalt, dann haben die Eltern in der Zeit zwischen 1990 und 2002 insgesamt rund 40 Milliarden Euro zuviel an Steuern gezahlt, Steuern, die der Staat eigentlich nicht einziehen durfte. Das sind die sogenannten Kinderstrafsteuern. Die Studie geht von der Sozialhilfe und den Einkommenssteuern aus, es fehlen noch die Berechnungen für die Verbrauchssteuern. Sie wird im November fertiggestellt und veröffentlicht werden. Man kann aber heute schon schätzen, dass die Kinderstrafsteuer bei unteren Einkommen etwa hundert Milliarden Euro beträgt. Das ist die Beute des Staates, die er behält oder an Kinderlose verteilt.

Noch einmal: Es geht nicht um Almosen, es geht um Gerechtigkeit für eine erbrachte Leistung. Aber das Jonglieren mit aktuellen Milliarden ist trügerisch. All die Maßnahmen der Parteien der letzten Jahrzehnte halten einem Vergleich der Kaufkraft – die einzig relevante Größe

für Familien – nicht stand: Der Familienlastenausgleich machte in den sechziger Jahren rund 400 Arbeitsstunden pro Jahr aus, heute sind es weniger als 200. Während Löhne, Gehälter und Renten kräftige Steigerungen verbuchten, blieben die Leistungen für Familien weit zurück, so dass kinderreiche Familien heute zu den ersten Kategorien der Armen gehören. Jedes siebte Kind lebt in einem Haushalt von Sozialhilfe-Empfängern. Das wirkt auf junge Leute abschreckend, wenn es darum geht, Familie zu gründen. Heute eine Familie mit mehreren Kindern zu gründen sei, so der Präsident der Caritas, ein sicherer Weg, sich zu ruinieren. Es ist auf jeden Fall ein Abenteuer geworden. Der Sozialwissenschaftler Xaver Kaufmann sprach schon vor Jahren von der „strukturellen Rücksichtslosigkeit“ gegenüber Familien. Das Steuer- und Umlagesystem gibt ihm recht. Der Staat habe, so sagen die Richter in Karlsruhe, den Schutz der Familie, mithin auch ihr Existenzminimum, zu gewährleisten. Das eben geschieht nicht. Eltern werden faktisch höher besteuert als Kinderlose. Ihre Unterhalts- und Existenzkosten werden zu gering veranschlagt, weshalb Eltern seit Jahren Steuern für Einkommen entrichten,

über das sie tatsächlich gar nicht verfügen. Rund hundert Milliarden Euro – das entzieht dem Markt Kaufkraft da, wo sie tatsächlich gebraucht wird. Die Zahlen über den lahrenden Binnenkonsum in Deutschland haben hier eine, vielleicht die wichtigste Ursache. Die Gerechtigkeitslücke hat ganz konkrete konjunkturelle, wirtschaftliche Folgen.

Der Familienbischof von Österreich – wo ist eigentlich der deutsche Familienbischof? – machte jüngst erneut auf die dramatische Lage der Familien und damit der Gesellschaft aufmerksam. Die Krise des Renten- und Gesundheitssystems sei „langfristig nur durch mehr Nachwuchs zu überwinden“. Dabei gehe es nicht nur um finanzielle Unterstützung für die Eltern. Es müsse ein Sinneswandel einsetzen gegenüber Fragen, die das Leben, die Gefühle und die Liebe betreffen. Dabei spiele „der Glaube eine wesentliche Rolle“. Bischof Klaus Küng wörtlich: „Eine Gesellschaft kann nur dann gesund sein, wenn sie das Ideal einer Familie fördert, die für Kinder offen bleibt, was durchaus umzusetzen ist“. Es gelte, das traditionelle Familienbild zu unterstützen. „Das lohnt sich“.

*Fortsetzung folgt*

*Jede Menge Zukunft- und Humanvermögen: Johannes Paul II. beim Weltjugendtag auf dem Marsfeld (1997).*



In der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ) vom 26.09.03 stand unter der Überschrift „Am schlimmsten ist die Heimlichtuerei“ u. a. folgender Text:

*„Offiziell lebt der katholische Priester ehelos und keusch. Doch eine nicht unerhebliche Zahl hat eine enge Beziehung zu einer Frau. Zum Teil sind die Geistlichen auch Väter. Aus der Heimlichkeit treten nun die vom Zölibat betroffenen Frauen heraus. Am Wochenende halten Initiativgruppen in Augsburg ihr zweites internationales Treffen ab.*

*Am Schlimmsten für diese Frauen ist die Einsamkeit und das Versteckspiel, weiß Maria Leunissen aus Nördlingen. Sie gehörte zu den ersten Priesterfrauen, die vor 20 Jahren einem Aufruf folgten, eine Solidargemeinschaft zu gründen. „Jede Frau glaubt, so etwas könne nur ihr passieren, dass ein Priester ihr über den Weg läuft und es zwischen beiden funkt“... Die Gefühlslage der Priesterfrauen ist katastrophal: „Sie verkriechen sich, wechseln mitunter den Wohnsitz, isolieren sich. Und oft haben sie Angst um ihren Job, wenn auch sie im kirchlichen Dienst tätig sind“: berichtet Maria Leunissen. Ihre Initiativgruppe bemüht sich, den Betroffenen Selbstbewusstsein zu vermitteln. Denn die erzwungene Einsamkeit bringe mitunter ‚grausame Dinge‘ mit sich: Frauen in verbotenen Beziehungen werden fallen gelassen und verleugnet, mancher Priester gehe gleich mehrere Verhältnisse ein, Vaterschaften werden abgestritten ‚und es wird sogar abgetrieben‘ so Maria Leunissen....*

*Maria Leunissen würde es schon als Fortschritt ansehen, wenn die betroffenen Frauen in der Kirche nicht diskriminiert und als gleichwertige Menschen anerkannt würden.*

In diesem Artikel wird das Problem der Frauen, die heimliche Beziehungen zu Priestern haben, auf die emotionale Mitleidsschiene gesetzt. Es heißt dort: „Die Gefühlslage von Priesterfrauen ist katastrophal“. Aber nur bei ihnen? Es gibt eine vergleichbare Situation bei Frauen, denen Ehemänner „über den Weg laufen und zwischen denen es funkt“.

## Auf dem Prüfstand

Nun laufen aber solche Frauen nicht blind in ein solches Verhältnis hinein. Sie wissen, dass es bei einem Priester oder einem verheirateten Mann schon vorher „gefunkt“ hat und diese ein bindendes Versprechen gegeben haben. Beiden also, den betroffenen Frauen wie den Priestern, hätte klar sein müssen, dass die katholische Kirche die, übrigens sehr gut begründete, Ehelosigkeit verlangt. Die Priesteranwärter hatten ausreichend Zeit sich zu prüfen, ob sie den Zölibat auf sich nehmen können und wollen. Wenn in einer Gesellschaft Zuverlässigkeit und Treue zum gegebenen Wort noch einen Wert haben, kann von Diskriminierung der Priesterfrauen nicht die Rede sein. Um Diskriminierung geht es allerdings dann, wenn es – wie in diesem Artikel – von Priestern heißt: „eine nicht unerhebliche Zahl hat eine enge Beziehung zu einer Frau“ oder: „Experten halten es sogar für möglich, dass jeder zweite katholische Priester in irgend einer heimlichen Beziehung lebt“. H.G.

---

### Donum Vitae in Finanznot

---

In einem Artikel in der „Passauer Neuen Presse“ vom 27.09.03 schreibt Christina Hackl u. a.

*„Im Herbst 1999 wurde Donum Vitae ins Leben gerufen. Damals wurde klar, dass katholische Schwangerschaftsberatungsstellen ab Januar 2001 keinen für eine Abtreibung nötigen Abtreibungsschein mehr ausstellen würden. Heute, 1000 Tage danach, befindet sich Donum Vitae in einer Finanzkrise. ‚Wir brauchen neue Mitglieder und Förderer, um den Verein über Wasser zu halten‘, sagt Max Weinkamm, ehrenamtlicher Geschäftsführer von Donum Vitae in Bayern. Das Angebot der 18 bayrischen Beratungs-*

*stellen kostet im Jahr rund fünf Millionen Euro. Davon werden rund vier Millionen durch staatliche Zuschüsse gedeckt... Um die Existenz von Donum Vitae langfristig zu sichern, braucht der Verein 6000 – 8000 neue Mitglieder, so Weinkamm... Was passiert, wenn Mitgliederzuwachs und Stifter ausbleiben? ‚Dann könnte es sein, dass wir Donum Vitae aufgeben müssten‘ ... Unterdessen hatte der Präfekt der römischen Glaubenskongregation Kardinal Joseph Ratzinger in einem Brief gefordert Donum Vitae-Mitarbeiter aus kirchlichen Gremien auszuschließen.“*

Die Donum Vitae Landesvorsitzende Maria Geiss-Wittmann erläuterte in einem Interview in der gleichen Ausgabe der „Passauer Neue Presse“ (27.09.03) ... *„Mittlerweile gibt es 18 Beratungsstellen in Bayern. 148 Frauen arbeiten hauptamtlich für Donum Vitae“. Auf die Frage „Was ist ihre Kernaufgabe?“ antwortete Geiss-Wittman: „Wir beraten Schwangere, vor allem solche in Konfliktsituationen, die abtreiben wollen. Eine Beratung ist vor einem Abbruch Pflicht. Das Herzstück von Donum Vitae ist der Schutz des Lebens im Sinne des christlichen Glaubens. Mehr als ein Drittel der Frauen, die wir beraten haben, haben sich letztlich für ihr Kind entschieden“.*

Dazu: Die Landesvorsitzende von Donum Vitae in Bayern räumt ein, dass rund zwei Drittel der Beratenen den Beratungsschein für die Abtreibung verlangt haben. Donum Vitae hat mit dem ausgehändigten Beratungsschein die Abtreibung ermöglicht. Dies ist sicher nicht „im Sinne des christlichen Glaubens“. Donum Vitae trägt dazu bei, dass das Bewusstsein, von dem absoluten Verbot, ungeborene Kinder zu töten, verdunkelt wird. Die Gründung von Donum Vitae unterläuft die Arbeit der kirchlichen Stellen für Schwangerenberatung, die in den einzelnen Diözesen mühsam aufgebaut wird.

Die Institution Donum Vitae, die bisher zu 80% vom Staat alimentiert wird und nach eigenen Angaben in einem Land mit rund 12 Millionen 4000 Mitglieder zählt, kann nicht von sich behaupten, wie das gerne getan wird, dass sie sich auf eine breite Zustimmung stützen kann.

Donum Vitae wurde im bewussten Gegensatz zur Anordnung des Pappes, aus der Schwangerenkonfliktberatung mit Erteilung des Beratungsscheines auszusteigen, gegründet. Es gab monatelange Diskussionen, in denen deutlich wurde, dass das Kirchenrecht katholischen Laien verbietet, eine solche Institution zu gründen. Deshalb verwundert es nicht, dass Kardinal Ratzinger die Tätigkeit bei Donum Vitae und zugleich in kirchlichen Gremien für nicht vereinbar hält.

H.G.

---

### **Der Kirchengang wird oft zum Bußgang**

---

Der Vatikan will Fehlentwicklungen in der Liturgie korrigieren und liturgische Experimente auf den Prüfstand stellen. Ende September brachte die italienische Tageszeitung „Il Messaggero“ Informationen über einen ersten Entwurf zu den neuen Richtlinien zur Liturgie, die Papst Johannes Paul II. am 17. April 2003 angekündigt hatte.

*„Zweck der Richtlinien ist, Fehlentwicklungen und Missbräuchen in der Liturgie vorzubeugen. Sie wurden von einem Komitee bearbeitet, das aus vier Mitgliedern der Glaubenskongregation und der Gottesdienstkongregation besteht... Nach Angaben des Magazins ‚Jesus‘ listet der Text 37 liturgische Verstöße auf. Die vier zentralen Punkte der liturgischen Richtlinien sind der sakrilegische Gebrauch der eucharistischen Gestalten von Brot und Wein, die Feier der hl. Messe von einem Unbefugten, die Konzelebration mit Geistlichen anderer christlicher Konfessionen sowie die Konsekration von Brot und Wein für sakrilegische Zwecke wie z. B. ‚schwarze Messen‘. Die Richtlinien fordern Priester, Diakone und Gläubige auf, ihre Bischöfe zu informieren, wenn sie in ihren Pfarren Fälle von liturgischem Missbrauch entdecken. Irreführende Begriffe wie ‚zelebrierende Gemeinde‘ sollten vermieden werden. Weiters wird darauf aufmerksam gemacht, dass Pastoralassistenten nicht den Priester ersetzen können und Laien nicht in Priester-ähnlichen Gewändern auftreten sollen. ‚Nein‘ heißt es zur Predigt von*

*Laien während der Eucharistiefeier sowie zu einer Art ‚Selbstbedienung‘ bei der Hl. Kommunion. Klar abgelehnt werden der liturgische Tanz sowie Applaus während der Eucharistiefeier.“ (Katholischer Nachrichtendienst – Kath.Net vom 24.09.2003)*

Es handelt sich, wie gesagt, um einen ersten Entwurf, der aber in Deutschland beim ZdK und bei den Kirchenvolksbegehren Entrüstung und Empörung ausgelöst hat. Gernot Facius schreibt unter der Überschrift „Deutsche Bischöfe sollen im Vatikan intervenieren (Die Welt, 26.09.2003): „Die erregte Diskussion über eine geplante vatikanische Liturgie-Richtlinie hat gestern die offiziellen Themen der Herbstvollversammlung der deutschen Bischofskonferenz in den Hintergrund gedrängt. Die reformorientierte Laienbewegung ‚Wir sind Kirche‘ sprach von einem ‚ungeheuerlichen Versuch, den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils zu ersticken‘. Am Mittwoch hatte bereits das Zentralkomitee (ZdK) erklärt, die Berichte über den Entwurf für eine (Instruktion), mit der insgesamt 37 Fehler bei gottesdienstlichen Handlungen korrigiert werden sollen, müssten die Katholiken ‚in hohem Maße beunruhigen‘.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung (AZ) vom 25.09.03 schrieb: ‚Meyer forderte die deutschen Bischöfe auf, sich in die Erörterungen zu dem Papier einzubringen, ‚damit nicht Freude am Glauben aus unseren Kirchen und Gottesdiensten vertrieben wird‘“.

„Die Welt“ fährt im o. a. Beitrag von Gernot Facius (26.09.03) fort: „Die Gruppierung ‚Wir sind Kirche‘ und das ZdK forderten unabhängig voneinander eine Intervention der deutschen Bischöfe in Rom. Die Reformbewegung sieht in dem Vorhaben einen ‚Ausdruck großen Misstrauens sowie eine übertriebene Regelungswut und Vergesetzlichung des Glaubenslebens‘. Die Aufforderung, Priester notfalls anzuzeigen, gefährde den Kirchenfrieden, bemerkten Sprecher von ‚Wir sind Kirche‘“.

Dazu: Es ist bemerkenswert, dass die Kirchenvolksbegehren, die mit ihrer „Kirchenvolksbefragung“ und der damit verbundenen Unterschriftenaktion von 1995 mit ihren

antikirchlichen Forderungen den Kirchenfrieden massiv gefährdet haben – z.B. auch mit Initiativen wie „Lila-Stola-Aktionen“ bei Priesterweihen etc. und den von ihnen inszenierten Gottesdiensten mit Interkommunion auf dem Ökumenischen Kirchentag in Berlin – jetzt den „Kirchenfrieden“ entdeckt haben.

Ihre Behauptungen, es handle sich bei den neuen Richtlinien um den Versuch „den Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils“ zu ersticken, spekulieren auf die Uninformiertheit und Unwissenheit der Gläubigen. Keine der beanstandeten Fehlentwicklungen, die sich in der Liturgie breit gemacht haben und die durch die römische Instruktion korrigiert werden sollen, kann sich auf Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils berufen.

Das ZdK versucht nicht zum ersten Mal, notwendige Reformen in der Liturgie zu blockieren. Katholiken erinnern sich daran, dass die „Instruktion“ zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester“ („Laieninstruktion“) vom 15. August 1997 vom ZdK Präsidenten Meyer mit dem öffentlichen und nie zurück genommenen Aufruf quittiert wurde, den „rückwärts gewandten Forderungen dieser Instruktion zu widerstehen“. Kardinal Ratzinger hat die Einstellung des ZdK zu römischen Schreiben einmal in dem Sinne glossiert, es gäbe kein römisches Schreiben, gegen das das ZdK nicht sogleich Widerspruch eingelegt hätte. Im Fall der neuen Instruktion hat der ZdK Präsident nicht einmal das endgültige Papier abgewartet.

Seit Jahren wird über die „Reform der Reform“ in der Liturgie gesprochen. Kompetente Verantwortungsträger der Kirche, wie z. B. Kardinal Ratzinger, haben sich mehrfach dazu geäußert. Leonhard Hoffmann äußerte kürzlich: „Der Kirchengang wird oft genug zum Bußgang, weil man nie weiß, welcher Zirkus in der Kirche wieder ablaufen wird. Welche Häresien man zu hören bekommt, welche rot/grüne Politik unterschwellig dem Hl. Geist in den Mund gelegt wird; Das demaskieren spätestens die selbstgestrickten Fürbitten“. Die erwartete römische Instruktion zur Liturgie ist überfällig. H.G.

*Heiner Geißler, ehemals CDU-Generalsekretär, ist mit einem Buch an die Öffentlichkeit getreten: „Was würde Jesus heute sagen? – Die politische Botschaft des Evangeliums“ (Berlin 2003, 155 S.). Klaus Berger, Professor für Neues Testament an der Universität Heidelberg, hat das Buch in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vorgestellt (7.10.2003, S. L36); er sagt dazu u.a.:*

Nun gibt es auch ein Jesus-Buch von Heiner Geißler. Das Theologische will er gar nicht untersuchen, sondern nur die politische Bedeutung der Botschaft Jesu. Das ist an sich ein lohnendes Thema. Geißler schiebt die gesamte Forschung zum Thema als „Irrgarten theologischer Konstrukte“ beiseite und zitiert als seine Gewährsleute fast ausschließlich Uta Ranke-Heinemann und den sympathischen jüdischen Journalisten Pinchas Lapide, der freilich nie behauptet hat, ein Fachmann für das frühe Christentum zu sein. Dergestalt legitimiert, kommt Geißler dann zu einer Fülle von Auffassungen über Jesus, die vor allem mit seinen eigenen politischen Überzeugung übereinstimmen (...)

Was die Auslegung der Bibel betrifft, so führt Geißlers Methode zu erstaunlichen Feststellungen: Jesus hat keine Zweitehe nach Scheidung verboten (obwohl das entsprechende Jesuswort das am häufigsten bezeugte ist). Jesus habe jüdisches Fasten für lächerlich gehalten – weshalb hat er dann in Matthäus 6 das Fasten neben Beten und Almosen gestellt? Geißler weiß auch ganz genau: Jesus hat Judas selbst aufgefordert, ihn den Behörden zu übergeben, weil er die Welt durch seinen Tod erlösen wollte. Das ist originell. Warum hat Jesus sich dann nicht selbst gestellt und Judas sich erhängt? Prostitution sei in den Augen Jesu keine Sünde – deshalb sagt er der Frau in Luka 7,48 wohl: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Mit Maria Magdalena habe Jesus eine märchenhafte Liebesgeschichte gehabt. Daher sei das „Rühr mich nicht an!“ im Sinne eines sexuellen Wunsches der Frau zu verstehen, etwas, das man „unter zölibatären Gesichtspunkten nicht so gern gesehen“ habe (...)

Erstaunlich: Während Geißler sonst seinen Jesus von Moralin nur so triefen lässt, hätte Jesus heute Sonntagsarbeit bei Computerfirmen und Chipherstellern als unabdingbar erlaubt. Plötzlich triumphiert dann doch der Schröderianismus über Jesu Humanität; daher hätte nach Geißler Jesus auch der Vernichtung von Embryonen zu Zwecken medizinischer Forschung zugestimmt (...)

Der Ex-Generalsekretär der CDU findet, der Zölibat könne nicht eingehalten

## Zeit im Spektrum

werden, „weil er der Natur widerspricht“: Jesu Wort von den Eunuchen des Himmelsreiches und des heiligen Paulus Rede von der Ehelosigkeit um Gottes willen sind daher nach Geißler pervers. Interessant ist auch, dass die europäischen Industriestaaten, wie Geißler mitteilt, zum Teil von Opus-Dei-Leuten regiert werden; in Geißlers Jugend machten das noch die Freimaurer, in der norddeutschen Version „die Jesuiten“ (...)

Wäre alles nicht so traurig, würde der Name Jesu hier nicht für wissenschaftliche Absurditäten und politische Fragwürdigkeiten missbraucht, man könnte Geißler für den Savonarola der CDU und sein Buch für eine sozialpolitische Aschermittwochsrede aus Bayern halten. So aber kann man nur sagen: Vergiss es!

### **Kardinal Ratzinger zur Lage der Kirche in Deutschland**

*Joseph Kardinal Ratzinger hat der katholischen Zeitung „Die Tagespost“ ein längeres Interview zur Lage der Kirche in Deutschland gegeben; es wurde am 4. Oktober 2003 in dieser Zeitung veröffentlicht. (DT; Juliuspromenade 64, D-97070 Würzburg) Zur Sprache kamen darin die gegenwärtige Glaubens- und Kirchenkrise, Fragen der Liturgie, der Schriftauslegung, der Ökumene, der dissidenten Theologen u.a.m. Hinsichtlich der Liturgie wurde gefragt, was in den nächsten Jahren sinnvollerweise als „Reform der Reform“ erwartet werden dürfe; ob die „Volksaltäre“ wieder abgebaut würden. Der Kardinal dazu:*

Man sollte keinesfalls damit anfangen, jetzt wieder äußere Änderungen vorzunehmen, die innerlich nicht vorbereitet sind. Die Liturgie ist ins Problematische geraten, weil man zu schnell Äußeres geändert hat, ohne das innerlich vorzubereiten und zu verarbeiten (...)

Wir werden in der Liturgie erst wieder zueinander finden, wenn wir aufhören, sie als das anzuschauen, was die Gemeinde macht, und aufhören zu meinen, wir müssten vor allem uns selber „einbringen“, und selber darstellen. Wir müssen wieder lernen zu sehen, dass sie uns ins Ganze der

Kirche aller Zeiten hineinführt, in der der Herr sich uns selber gibt. Liturgie ohne Glaube gibt es nicht. Wenn man sie interessant zu machen versucht – mit weiß Gott welchen Ideen – aber nicht dabei den Glauben voraussetzt, und wenn man sie nur auf die Gemeinde beschränkt und sie nicht als die Begegnung mit dem Herrn in der großen Gemeinschaft der ganzen Kirche ansieht, dann zerfällt sie (...)

Nur wenn wir wieder den Blick für diese Größere bekommen, dann kann innere Einheit entstehen und dann kann man auch nach der besten Form der äußeren Riten fragen. Aber zuerst muss wieder ein inneres Verständnis für die Liturgie wachsen, das uns miteinander verbindet (...)

*Finden Katholiken und Lutheraner in absehbarer Zukunft zur Gemeinschaft am Altar? – So eine weitere Frage an den Kardinal. Seine Antwort:*

Ich würde sagen: Menschlich gesprochen Nein. Ein erster Grund ist zunächst einmal die innere Spaltung in den evangelischen Gemeinschaften selbst. Denken wir nur an das deutsche Luthertum, wo es Menschen mit einem sehr tiefen, auch kirchlich geformten Glauben und dann einen liberalen Flügel gibt, der den Glauben letztlich als individuelle Wahl sieht und die Kirche fast verschwinden lässt. Aber auch von diesen inneren Spannungen im evangelischen Bereich abgesehen, gibt es nach wie vor fundamentale Differenzen zwischen den aus der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts kommenden Gemeinschaften und der katholischen Kirche. Wenn ich etwa an die offizielle Broschüre der Evangelischen Kirche in Deutschland über das Abendmahl denke, sind da zwei Dinge, die wirklich einen ganz tiefen Riss zeigen. Zum einen wird dort gesagt, dass grundsätzlich jeder getaufte Christ der Eucharistie vorstehen kann. Außer der Taufe gibt es danach keine sakramentale Struktur in der Kirche. Das bedeutet, dass die Nachfolge der Apostel im Bischofs- und Priesteramt abgelehnt ist, die aber schon in der Bibel als konstitutive Form für die Gestaltwerdung der Kirche erscheint ...

Der zweite Punkt der Broschüre, der mich ebenfalls verwundert hat: Es werden die wesentlichen Bestandteile der Abendmahlsfeier genannt. Dabei kommt die Eucharistie, das Hochgebet, nicht vor, das ja nicht von der Kirche erfunden wurde, sondern direkt aus dem Beten Jesu – dem großen Segensgebet der jüdischen Überlieferung – kommt und zusammen mit den Gaben von Brot und Wein die konstitutive Gabe des Herrn an die Kirche darstellt. Ihm verdanken wir, dass wir im Beten Jesu mitbeten und durch sein Beten, das der eigentliche Opferakt war, der sich im Kreuz verleiht, das Opfer Christ gegenwärtig und Eucharistie mehr als ein Mahl ist. Insofern liegen die ka-

tholischen Grundversion von Kirche sowie Eucharistie und alles, was die EKD-Broschüre sagt, offensichtlich sehr weit auseinander.

*Zur Sprache kam in dem Interview auch die Sorge vieler glaubenstreuer Katholiken, manche Bischöfe würden Missbräuchen, disziplinarischem Fehlverhalten oder der Verbreitung gefährlicher theologischer Lehren zu lange untätig zuschauen, wie der „Fall Hasenhüttl“ wieder deutlich gemacht habe. Hierzu der Kardinal u.a.:*

Ich glaube, dass es eine große Sorge der Bischöfe war – und ich kann das aus eigenem Erleben bestätigen –, die Gläubigen in der Wirrnis der Zeiten beieinander zu halten, also nicht Verunsicherungen zu schaffen, die die Gläubigen durch öffentliche Diskussionen auseinander bringen und den Frieden in der Kirche stören (...)

Ich würde aber schon sagen, dass unsere Tendenz – da nehme ich mich nicht aus – dahin ging, das Beieinanderbleiben, das Vermeiden von großen öffentlichen Konflikten und den zerstörerischen Verwundungen, die diese mit sich bringen, für den vorrangigen Wert gehalten hat. Im Verhältnis dazu hat man andere Dinge in ihrer Wirkung unterschätzt (...)

Es ist der Eindruck entstanden, der Glaube sei doch nicht so wichtig, man wisse es wohl auch nicht so genau.

Ich möchte niemand Einzelnen beschuldigen, aber in einer Art kollektiver Gewissensforschung sollten wir uns über den Vorrang des Glaubens neu verständigen und uns der Langzeitwirkungen von Negationen bewusst werden. Wir müssen deutlicher sehen lernen, dass die bloße Ruhe nicht die erste Christenpflicht ist und dass der Friede faul und falsch werden kann, wenn er keinen Inhalt mehr hat.

---

### „Artgerechte Kinderhaltung“

---

*In seinem wöchentlichen Kommentar „Standpunkt“ im „Schweizerischen Katholischen Sonntagsblatt“ warf Josef Bauer die Frage der „artgerechten Kinderhaltung“ auf (Nr. 41/2003; Verlag Schmid-Fehr, CH-9403 Goldach). U.a. heißt es dort:*

Man tadelt heute, wenn Haustiere, Nutztvieh oder Zootiere nicht „artgerecht“ gehalten werden. Tierschützer kämpfen gegen eine Käfighaltung von Geflügel und gegen die sogenannten „Legebatterien“, gegen eine quälerische Massenhaltung von Schweinen und anderen Nutztieren, gegen unsinnige Lebendtiertransporte über tausende Kilometer etc. Die Konsumenten werden ermuntert, lieber Eier von „glücklichen“ Hühnern zu essen, von Hühnern, die auf dem Natur-

boden leben dürfen und einen Auslauf ins Grüne haben. Nicht wenige zoologische Gärten wurden schon umgestaltet, um exotischen Tieren eine „artgerechte“ Umwelt zu bieten.

„Alles schön und gut.“ sagte mir jüngst eine Frau, „aber wer kämpft für eine artgerechte Haltung unserer Kinder?“ –

Die Frage verblüfft zunächst. Wer jedoch anfängt nachzudenken, entdeckt Fehlhaltungen und Fehlbestrebungen, die hier angesprochen sind.

Es ist z.B. gegenwärtig große Mode, von der Gesellschaft bzw. vom Staat „flächendeckende Kinderbetreuungseinrichtungen“ zu fordern, in denen der Nachwuchs von möglichst jung an und für möglichst viele Stunden abgegeben werden kann, weil Vater und Mutter einer außerhäuslichen Berufstätigkeit nachgehen. Dabei sagen Kinderpsychologen ziemlich deutlich, dass Kinder unter drei Jahren in der Regel einen Erwachsenen als „Bezugsperson“ brauchen würden, die ihnen bei einer „Massenkinderhaltung“ nicht im nötigen Ausmaß zur Verfügung steht (...)

Immer häufiger wird heute der „Ganztagschule“ das Wort geredet, obwohl Praktiker längst bemerkt haben, dass am Nachmittag mit diesen Kinder unterrichtsmäßig „nicht mehr viel anzufangen ist“.

Und ist es „artgerecht“, wenn Kinder zwischen sieben und vierzehn Jahren von Montag bis Freitag von früh bis abends in einer „Zwangsgemeinschaft“ leben müssen, praktisch keine Freizeit mehr haben, in der sie sich nach ihren Vorstellungen bewegen und mit Freunden zusammenkommen können, die sie sich selber wählen?

Man hat beobachtet, dass Tiere bei Massenhaltung Aggressionen entwickeln, einander beißen und verletzen, in einem Ausmaß, in dem sie es freilebend nicht tun. Gibt es da vielleicht gar eine Parallele zur wachsenden Gewaltbereitschaft bei Kindern und Jugendlichen?

Ist das stundenlange Fernsehen für Kinder „artgerecht“, sind es die heutigen sogenannten Kindersendungen? – Ist die Schulsexualerziehung „artgerecht“, die frühe „Computerisierung“ der Kinder?

Je länger man nachdenkt, umso mehr Themen tauchen auf. Mir scheint, die oben genannte Frau hat eine Frage aufgeworfen, der wir uns stellen sollten.

---

### Das „Logo“ der Christen

---

*„Die Sache mit dem Kreuz“ – so der Titel eines Buches von Alister McGrath, eines britischen Theologen. Das Buch ist – so der Autor – „ein Versuch, das Kreuz zu uns reden zu lassen, als hörten wir seine Kunde zum ersten Mal ... Es versucht, die Vitalität des Glaubens*

*wiederherzustellen“ (Deutsche Ausgabe: Brunnen-Verlag, Basel; ISBN 3-7655-1028-9). Im „Fazit“ am Schluss sagt McGrath:*

Firmen lassen sich den Entwurf eines Logos viel kosten. Werbeagenturen werden beauftragt, ein Firmenzeichen zu entwerfen, das all die Qualitäten verkörpert, welche die potentiellen Kunden mit der Firma assoziieren sollen.

Eine Organisation, die als Logo einen Galgen, eine Gaskammer oder einen elektrischen Stuhl wählte, wäre wohl von Sinnen. Es wäre nackter Wahnsinn, wenn sie ein Instrument der Hinrichtung als Symbol wählen würde (...) Und doch, gerade solch ein Symbol ist das Logo des Christentums. Christen werden mit dem Zeichen des Kreuzes getauft. Kirchen und Versammlungsräume enthalten nicht nur Kreuze, sondern sind oft sogar in der Form eines Kreuzes gebaut. Viele Christen machen in Zeiten der Gefahr und Angst das Zeichen des Kreuzes. Die Gräber der Christen tragen Kreuze (...)

Die Frage lautet: Warum? Warum gerade solch ein schockierendes, abstoßendes Symbol? (...) Über alle Jahrhunderte hinweg haben sich Menschen immer wieder am Kreuz gestoßen (...) Wenn sich die Welt nun dermaßen am Kreuz stößt, warum halten wir dann überhaupt noch daran fest? Warum beauftragen wir nicht irgendwelche Public-Relations-Agenturen damit, ein neues Logo für das Evangelium zu entwerfen, das die Menschen von heute eher ansprechen würde?

Doch das Kreuz hat seine eigene Relevanz, die auf keinen Fall verloren gehen darf. Es ist ein gewaltiges Symbol christlicher Wirklichkeitstreue. Es deklariert, dass jegliche Weltanschauung, welche die harten Realitäten von Leid und Tod nicht zufriedenstellend einordnen kann, es nicht wert ist, gehört zu werden. Dieses Symbol von Leid und Tod besagt, dass das Christentum den unangenehmsten Realitäten des Lebens ins Auge blickt und sich mit ihnen auseinandersetzt. Es erinnert uns an etwas, das wir nie vergessen dürfen: Gott trat in unsere leidende und sterbende Welt, um ihr neues Leben zu bringen. Nichtchristen müssen es wissen – es muss ihnen *gesagt werden!* – dass die Macht des Kreuzes für die tragische Situation der Menschheit von höchster Bedeutung und Relevanz ist. Das Kreuz ist das Zeichen verborgener Herrlichkeit. Dem Schlechtesten, was die Welt bieten kann, tritt es entgegen und zeigt einen besseren Weg (...)

Das Kreuz, ein Symbol des Todes? Nein. Ein Symbol des Leids? Nein. Das Symbol einer Welt voller Leid und Tod? Nein., Das Symbol der Hoffnung in einer Welt voller Leid und Tod? Ja! Ein Symbol des Gottes, der in dieser dunklen Welt und darüber hinaus bei uns ist? Ja! (...)

# BÜCHER

**Becker-Huberti, Manfred: Lexikon der Bräuche und Feste**, 3. Auflage, Erscheinungsjahr 2001, 480 S. mit Abb., HERDER, ISBN: 3-451-27317-9, Euro 25,50 CHF 43,90



Katholiken sind in besonderer Weise in den Jahreskreis der Feste und Bräuche eingebunden. Deshalb will das Buch den Reichtum kirchlicher Feste und auch den Reichtum der aus den Festen resultierenden weltlichen Bräuche aufzeigen. Das Buch erinnert daran, dass Feste und Bräuche Gemeinschaft stiften. Das wird heute nach der geistigen Verarmung der 68er Generation wieder sehr geschätzt. Das Lexikon ist stichwortartig aufgebaut. Es vermittelt religiöses und historisches Wissen, was dazu beiträgt, die Feste und Bräuche bewusster und intensiver zu erleben. Zwischen „Osterbeichte“ und „Osterzopf“ informieren beispielsweise zahlreiche Stichwörter über den religiösen Gehalt des Osterfestes und die vielen Osterbräuche, wozu natürlich auch die Osterbeichte und die Osterkommunion gehören. Dass die „katholischen“ Oster Eier früher von den Protestanten abgelehnt wurden und erst langsam Eingang gefunden haben in die evangelischen Familien, erfährt der Leser nebenbei. Heilige sind in diesem Werk nur verzeichnet, wenn ihre Feste mit Bräuchen verbunden sind. Der Verfasser setzt sich auch kritisch mit dem neu aufgelebten Termin Halloween auseinander. Kritisch anzumerken ist, dass die Bildunterschriften nicht leicht zu entziffern sind. Das Buch ist dennoch sehr empfehlenswert.

*Eduard Werner*

**Christa Meves: Verführt. Manipuliert. Pervertiert. Die Gesellschaft in der Falle modischer Irrlehren. Ursachen – Folgen – Auswege.** Resch-Verlag Gräfelfing 2003, 208 S. Taschenbuch, 9,95 Euro ISBN 3-935197-29-2

Unlängst standen in einer liberalen Fernsehzeitschrift sieben „Erziehungsstrategien für Eltern“, so: „Als Autoritäten den Kindern begegnen: Kinder müssen die Reife, die Erfahrung und innere Gelassenheit ihrer Eltern spüren. Sie wollen wissen, was richtig und falsch ist. Sie wollen ihre Eltern als Autoritäten, nicht als Kumpel.“ Als ich dies las und für jede unserer Töchter vielfältigte, dachte ich unwillkürlich an Frau Meves, die seit Jahrzehnten unermüdlich diese und ähnliche in Vergessenheit geratene oder gestoßene Selbstverständlichkeiten predigt. Doch sie war eine Ruferin in der Wüste. Da ihre Warnungen nicht beachtet wurden, gingen ihre Befürchtungen in Erfüllung: Zunahme der Jugendkriminalität, der Süchte, der Abtreibungen, Abnahme der Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit der Schulkinder (Pisa), die sexuellen Entgleisungen (Triebtäterschaft, Pornoboom, Homosexualisierung). Offenbar wächst die Zahl derer, die endlich einsehen, dass es so nicht weitergehen kann. Doch was ist zu tun?

Christa Meves schildert und analysiert zunächst, ebenso anschaulich wie kompetent, die Krise der Familie, den „abgehalfterten Mann und seine Benachteiligungen“, die „von sich selbst entfremdete Frau“, die „verführte Jugend“, die Probleme der Lehrer, Schüler und Studenten.

Besondere Bedeutung kommt ihren therapeutischen Ratschlägen zu: „Erziehen mit Gott“, „Heilen auf christlicher Basis“ usw. bis hin zur musischen Erziehung.

Aus dem Vorwort: „Die Notwendigkeit, sich gegen den destruktiven Trend zu stellen und die falsche Einstellung zu revidieren, tritt bei immer mehr Menschen gegen die einlullenden Sirenenklänge der Medien, gegen die erschreckend falschen Maßnahmen der Regierung ins Visier der Bevölkerung.“ Zu diesen falschen Maßnahmen der Regierung zählt der Versuch, flächendeckende Kinderbetreuungseinrichtungen zu schaffen, wobei sie insbesondere die Defizite in Bayern und



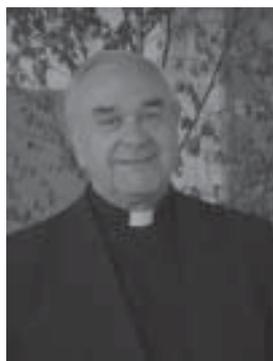
Baden-Württemberg anmahnt. Doch genau diese Bundesländer schneiden in der Pisa-Studie am besten ab, was die Vorwürfe ad absurdum führt. Ist es wirklich geboten, tunlichst allen Frauen in allen Phasen des Lebens, auch in den ersten Jahren nach der Niederkunft, eine außerhäusliche Arbeit zu ermöglichen und so den Nachwuchs Fremden zu überantworten, während Millionen anderer vergeblich einen Arbeitsplatz suchen?

Manche, vielleicht sogar viele Leser würden es begrüßen, wenn die glaubwürdigen Zustandsbeschreibungen dort, wo dies der Sache nach möglich ist, eine statistische Basis erhielten.

Die Nöte vieler Männer und ihre zunehmende Diskriminierung werden einfühlsam angesprochen. Der so in seinem Selbstbewusstsein gestärkte Mann wird wieder unsicher, wenn er dann liest, daß die Mütter allein das Wahlrecht für die gemeinsamen Kinder sollten ausüben dürfen. Warum?

Doch derlei Nebensächlichkeiten ändern nichts an dem vorzüglichen Gesamteindruck, weshalb der Rezensent das preiswerte Buch allen empfiehlt, insbesondere aber der Jugend und den jungen Erwachsenen ans Herz legt.

*Konrad Löw*



Pfarrer Edmund Dillinger arbeitet seit 30 Jahren für die Missionen in verschiedenen Ländern Afrikas. Jetzt hat er eine sehr schöne Homepage im Internet gestaltet, die wir Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen.

**Neue Homepage der CV-Afrika-Hilfe e.V.:**  
[www.cvafrukahilfe.de](http://www.cvafrukahilfe.de)

**Elisabeth Fuchs-Hauffen: Franziskus – Assisi, seine Stadt – Bilder aus seiner Heimat Umbrien.** Bildband (21 x 28 cm), 128 Seiten, 15,50 Euro. Bei: Franziskusverlag, Konventstr. 5, D-84503 Altötting.

Es war eine Zeit großer sozialer Gegensätze, voller Fehden und Kriege, und – so berichten Zeitgenossen – „Gottesliebe und Gottesfurcht waren damals fast überall ausgelöscht“, – damals, als Franziskus den Ruf vernahm, Gottes Haus wieder aufzubauen. „Einander in Freuden verbunden“ und „dem Herrn Loblieder singend“ zogen er und seine Gefährten aus, um das Evangelium und seinen Frieden zu verkünden und den Ärmsten zu dienen. – Neuevangelisierung ist auch für unsere Zeit angesagt. Sicherlich kann der heilige Franziskus manches dazu sagen.

Die Texte des vorliegenden Bildbandes berichten anhand der zuverlässigen Quellschriften über Leben und Wirken des Heiligen. Auf seinen Spuren zeigen die meisterlichen Fotos seine Stadt Assisi und seine weitere Heimat Umbrien und was dort an den Heiligen erinnert. Sie lehren überdies, die Schöpfung mit den Augen des Heiligen zu sehen und in Freude und Dankbarkeit den Schöpfer zu preisen. Das gilt insbesondere auch von den Fotos zum „Sonnengesang“, die den Bildband abschließen. Wer mehr über den heiligen Franziskus erfahren will, findet im Anhang die nötigen Hinweise. Der schöne Bildband eignet sich gut als Geschenk, insbesondere zum Namenstag.

*Heinz Froitheim*

**Eva Dehm-Hasselwander: Bunte Welt. Band 1 und 2.** Geschichten, Fabeln, Gedichte. Bernardus-Verlag Langwaden, 2002. 151 und 154 S. ISBN Nr. 3-934551-29-7 und 3-934551-28-9.

In zwei Bänden stellt die Autorin Erzählungen und Gedichte vor, die sie für Heranwachsende und Erwachsene geschrieben hat. Da erlebt der Leser aus der Perspektive eines kleinen Hundes dessen Aussetzung durch Menschen, die sich ihrer Verantwortung entziehen. Er verbringt eine Zeit unter Wildtieren, die den Menschen insbesondere als todbringend erleben. Schließlich wird er von einer liebevollen Familie aufgenommen.

Eine weitere Erzählung schildert eine Familie, in der ein offener und vertrauensvoller Umgang miteinander gepflegt wird. Das Mitleid mit einem seit kurzem im Wald lebenden Obdachlosen, dem die Mutter mit ihren Kindern zufällig begegnet, inspiriert sie zu Hilfsaktionen, die in die Rückholung des Vereinsamten in die menschliche Gemeinschaft münden.

Die Fabeln Eva Dehm-Hasselwanders reflektieren den Umgang des Menschen mit der Kreatur. Die Erzählungen thematisieren menschliche Haltungen wie Solidarität, Hilfsbereitschaft, Mitleid, Fürsorge und Liebe. Die Protagonisten folgen den Appellen ihres Gewissens und handeln aufrichtig und verantwortungsbewusst. Insofern spiegeln die Erzählungen eine wohlthuende, letztlich christliche Ordnung in den menschlichen Beziehungen, die heute selten geworden ist.

*Günter Buschmann*

## Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2003, S. 61

## Sühnenacht - Sühneanbetung

**Berlin:** St. Ansgar, 7.11.2003, 17.10 Uhr Kreuzweg; St. Norbert: 8.11.2003, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 13.11.2003, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; 16.11.2003, 15.00 Uhr, Kinderro.kr., 21.11. 22.00 Uhr, Sühnenacht; Hinweise: 030/4964230

**Krefeld:** 3.11.2003 St. Peter, Krefeld-Uerdingen; 18.00 Uhr Ro.kr. 19.00 Uhr Hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. Auss. d. Allerhl.; Hinweise: 02151-730592

**Konstanz:** 8.11.2003, Klinikum Konstanz, Kl. Kapelle, ab 18.45 Uhr;

**Leuteroth/Ötzingen:** 25.11.2003, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetsstd., Eucharistiefeier, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

**Marienfried:** 8.11.2003, Sühnenacht ab 14.00 Uhr - 5.30 Uhr; ab 20.00 Uhr; Lobpreisabend: 12.11.2003 ab 19.00 Uhr; Gebetsnächte: jd. Herz.Mariä-Samstag, ab 14.00 Uhr; jd. Donnerstag, ab 20.00 Uhr; Fatimatage, jd. 13. Monats-tag, ab 14.00 Uhr; Hinweise: 07302-92270.

### Nächtliche Anbetung in Oberhaid

15./16.11.2003 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

**Venningen:** 8.11.2003, ab 19.30 Uhr Engel d. Herrn u. Ro.kr., Hl. Messe, Auss. d. Allerhl., sakr. Seg. Hinweise: 06324-64274

**Wietmarschen:** 1.11.2003, St. Matthiasstift, Hausandacht; Hinweise: 05921-15291

**Einkehrtag:** 16.11.2003, Pfr. J. Paul: Die Heilung der Seele und des Leibes; Hinweise: 07302-9227-0

### Exerzitien Marienfried:

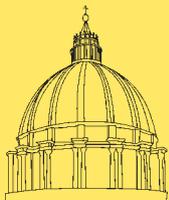
17.-21.11.2003, Pfr. Thomas Gerstlacher: Wie will mich Gott – wie lebt ein Christ; Hinweise: 07302-92270.

### 1000 Kreuze für das Leben:

9.11.2003, München, 14.00 Uhr Ausgabe der Kreuze an der Münchner Freiheit, 14.30 Uhr Beginn des Marsches.

### Alfred-Kardinal-Bengsch-Kreis

12.11.2003, Berlin-Dahlem, Gemeindegemeinschaft St. Bernhard, Simone Twents: Frau sein ist mehr – Die Würde der Frau nach Johannes Paul II. Hinweise: 030-8035980



## Forum Deutscher Katholiken

### Kongress Freude am Glauben 2004 in Regensburg

Das Forum deutscher Katholiken veranstaltet vom 14.-16.5.2004 in Regensburg den 4. Kongress „Freude am Glauben“ er steht unter dem Thema: „Lebe deine Berufung“!

Es wirken u.a. mit: Joachim Kardinal Meissner von Köln, der Primas von Ungarn, Erzbischof Kardinal Peter Erdö von Esztergom-Budapest, Leo Kardinal Scheffczyk, Diözesanbischof Gerhard Ludwig Müller von Regensburg, Bischof Wilhelm Schraml von Passau, SKH Otto von Habsburg, der italienische Europaminister Rocco Buttiglione, die Professoren Jörg Splett, Karl Wallner OCIST.

Drei Gesprächsforen werden die Thematik vertiefen. Junge Menschen werden von ihrem Glauben Zeugnis geben.

Weitere Informationen unter: 08191-966744

**Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Mariologie** 26 - 29.11.2003, im Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern, Göggingerstr. 94, 75159 Augsburg, 26.11.-29.11.2003; Totus Tuus, **Maria in Leben und Lehre Johannes Paul II.**; mit: Prof. Dr. J. Schmiedl, Prof. DDr. A. Ziegenaus, PD Dr. G. Riedl, Prof. Dr. K. Guth, Dr. U. Bleyenbergh, Kardinal Prof. Dr. L. Scheffczyk, Prof. Dr. M. Hauke, Dr. M. Kreuzer, Prof. Dr. Imre von Gaal, Dipl. theol S. Twents, Weihbischof Dr. K. Dick, Dr. P. J. Nebel FSO, Kpl. A. Dittrich. Anmeldung: Sekretariat Prof. Dr. Ziegenaus, Univ. Augsburg, Tel. 0821-5982651

#### Initiativkreise

**Bamberg:** 16.11.2003, 18.30 Uhr, Bürgerspital, Prof. Dr. Reinhold Ortner; Hinweise: 0951-24832

**Freiburg:** 16.11.2003, Stiftung Libertas per Veritatem, Schwabentorring 12, 14.30 Uhr, Abbe Wiener: Die Liturgie – Vorgeschmack auf den Himmel; Hinweise: 07243-4082

**Münster:** 21.11.2003, 16.30 Uhr, Pfarrheim, St. Joseph, Haltern-Sythen, Meinrad Brink OP: Mit der Weihnachtskrippe zur Krippe; zuvor 16.00 Uhr Andacht. Hinweise: 02542-98434

**Speyer:** 23.11.2003, Pfarrheim Venningen, H. Pfr. Michael Jung: Besinnungstag zum Thema: Herz-Jesu. Missionar der ganzen Welt. Hinweise: 06324-64274

**Trier:** 30.11.2003, 14.45 Uhr, Missionshaus der Weißen Väter, Dietrichstr., Dr. Monika Born: Gewissensbildung und Würde des Menschen; zuvor 14.00 Andacht m. sakr. Seg. Missionskirche; Hinweise: 06831-41816

**Würzburg: Liborius Wagner-Kreis e.V.** 9.11.2003, St. Burkhardshaus, 16.00 Uhr, StD. i.R. Robert Kramer: Ist eine Glaubensvermittlung im Religionsunterricht der öffentlichen Schulen noch möglich? zuvor: 15.00 Uhr Gebet d. Vesper, Hinweise: 06022-20726



#### Forum deutscher Katholiken

#### Terminänderung:

Die im letzten Fels für den 9.11.2003 angekündigte Veranstaltung zu 65 Jahre Reichsprogromnacht findet schon am Sonntag, **2.11.2003** in **Dachau, KZ-Gedenkstätte** statt. Ausstellung: 16 Portraits repräsentieren 3000 katholische Priester und ungezählte Laien, die Opfer des NS-Terrors waren. 14.15 Uhr Begrüßung durch Prof. Dr. H. Gindert; 14.30 Uhr Prof. Dr. K. Löw: 65 Jahre Reichsprogromnacht – Hat die Kirche geschwiegen? 16.00 Uhr Führung durch die Ausstellung durch Dr. E. Werner, Hinweise: 08152-1723

## Forum der Leser

**„Ehe und Familie im Würgegriff des Staates“** „Ehen werden heute seltener und später geschlossen und früher geschieden.“ (Ockenfels) Konkret: Das Zusammenleben von Mann und Frau ohne Trauschein, weder standesamtlich noch kirchlich, ist „praktischer“. Die voraussehbare Trennung erfordert keinen Scheidungsprozess. Die Frage nach dem Kind (den Kindern) wird erst gar nicht gestellt. Die Möglichkeit eines Zusammenlebens ohne Kind ist von der Medizin vergleichsweise leicht gemacht. Damit ist auch die Frage vom Alleinerzieher gelöst. D. h. sie stellt sich nicht.

„Die Zahl der Kinder nimmt insgesamt ab „1,3 Kinder pro Paar“, Ockenfels. – Dies hat natürlich Konsequenzen. Die Rede vom „sterbenden Volk“ ist längst keine Utopie mehr. Die ausgedünnten Räume werden vergleichsweise schnell von kinderreichen ausländischen Familien aufgefüllt. In nicht wenigen Schulklassen von Großstädten wird dies rein äußerlich deutlich sichtbar. Die Werteneutralität des Staates in Erziehungsfragen wird reichlich „ausgenutzt“. Ein Beispiel: Warum soll eine moslemische Lehrerin nicht Kinder unterrichten dürfen mit dem nach ihrer Glaubensüberzeugung notwendigen Kopftuch?

Die Konsequenz ist eine Neufassung des Grundgesetzes der BRD, speziell des Art. 6/1: „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung.“

Die vorausgehenden Überlegungen könnten als eine Schwarzmalerei eingestuft werden. Noch ist die gegenwärtige Situation nach den Statistiken anders strukturiert. Doch der Trend ist nicht zu leugnen – mit wachsender Tendenz. Die Geschichte der Nationen kennt einen Niedergang – keineswegs nur bedingt durch kriegerische oder politische Ursachen.

Alte Kulturvölker (Römer, Griechen, Ägypter u. a.) sind durch solche oder vergleichbare Ursachen zur Bedeutungslosigkeit abgesunken. Sind die 68er, deren Hauptvertreter seit einigen Jahren politisch das Sagen haben, die eigentliche Ursache für ein „sterbendes Volk“ in Deutschland? Gibt es nicht auch eine Schiefelage der katholischen Kirche in Deutschland/Europa?

Vom so genannten „antirömischen Affekt“ in der katholischen Kirche dieses Landes soll in diesem Zusammenhang

nicht (noch nicht) gesprochen werden. Doch vom „Felsenfundament“ des Petrus ist immer weniger spürbar. Der Herr erhalte uns doch noch diesen Papst – trotz seiner gesundheitlichen Schwäche ...

*Willibald Scherb  
85135 Titting*

Im Zusammenhang mit der „Kopftuch-Entscheidung“ des Bundesverfassungsgerichtes wird häufig beanstandet, dass das Gericht vor einigen Jahren im bayerischen „Kruzifix-Streit“ unmittelbar zur Sache entschieden habe, jetzt aber keinen Spruch in der Sache selbst fälle, sondern das Problem an den Landesgesetzgeber verweise.

Bei allem Missbehagen über das seinerzeitige „Kruzifix-Urteil“ muss ich das Gericht in Schutz nehmen.

Dass im „Kopftuch-Streit“ das Urteil allein auf den Rechtsmangel einer fehlenden landesgesetzlichen Regelung gestützt wird und man sich zur Sache selbst nicht äußert, entspricht einer Arbeitsweise, die jeder junge Jurist in seiner Ausbildung lernt. Gibt es den Mangel einer ausreichenden Rechtsgrundlage, so darf nach fachlichen Grundsätzen der Richter gar nicht mehr in eine weitere Prüfung eintreten, muss alles sonst auf sich beruhen lassen und den angefochtenen Rechtsakt allein wegen der fehlenden Rechtsgrundlage aufheben.

Beim bayerischen „Kruzifix-Streit“ lag die Sache ganz anders, denn eine (ausreichende landesrechtliche) Rechtsgrundlage war vorhanden: die Bayerische Schulordnung bzw. das ihr zugrunde liegende Landesgesetz. Da war dann fachlich das Tor offen, um in das Sachproblem selbst einzusteigen.

Das Bundesverfassungsgericht hat also die Christen nicht gegenüber den Moslems benachteiligt, wenn es damals anders als jetzt unmittelbar in der Sache entschied.

Im übrigen kann ich nicht dringlich genug vor Übereifer in der „Kopftuch-Frage“ warnen. Wird das islamische Kopftuch verboten, dann ist auch ein Ordenskleid oder auch nur ein römischer Kragen in der Schule unzulässig. Wenn die baden-württembergische Kultusministerin Schavan meint, das sei unproblematisch, da heute Nonnen von sich aus auf den Habit verzichteten, dann macht sie es sich in ihrem ZdK-Katholizismus zu leicht. Denn ob solcher Verzicht der Mission (!) einer Ordensfrau dient, steht bei mir sehr in Zweifel.

Ich bin in dieser Problemstellung durchaus anderer Meinung als die derzeit in der CDU/CSU Verantwortlichen. Mit ihrer auffällig moderaten und differenzierten Position sind m. E. die katholischen Bischöfe auf einer klügeren politischen Spur.

*Bernhard Mihm  
33100 Paderborn*

Zu Fels Nr. 10 „Ringens um die Wahrheit“, „Ringens um die beste Verwirklichung des Vermächtnisses Christi“ empfiehlt auch HH Kardinal Ratzinger in der Debatte um die sog. „Volksaltäre“. Verabsolutierende Positionen (der konträren Debattenredner) sollten vermieden werden. Der einzig Absolute und sein Altar (des Kreuzes) ist als Pantokrator (zumindest Christen) bekannt. Absolut klar ist auch sein Auftrag und seine Bedingungen. Diesen nachzukommen ist das Vermächtnis des Neuen Testaments, des ewigen Bundes (das Alte ist vergangen!). Neue Schläuche ohne Flickschusterei mit jungem Wein füllen ist Auftrag seit fast 2000 Jahren an alle Generationen, ebenso wie Gutes aus Neuem und Alten hervorzuholen. Christen (vor allem ihre Hirten) sind als Zeugen in die Welt gesandt (wie ihr Herr), weniger als „Ringer“ und „Sucher“. Seltsam ist oft, was da alles „bezeugt“ wird, Nebel wo Licht sein sollte. Welcher Christ „glaubt“ denn im Ernst wie in Aachen postuliert, dass Gott-Vater nicht „christlich“ (selbstredend untriumphalisch nicht „katholisch“), auch nicht „evangelisch“ sei. Neu-evangelisation heißt sicher keine Neues Evangelium, wohl auch nicht evangelisch (protestantisch) werden. Worte sind im Dialog schon Allerlei gewechselt. In Berlin (Stadt des ökumenischen Kirchentages) hat der Stellvertreter Christi bei seinem letzten Besuch postuliert, dass die Wahrheit einen Namen hat und ohne Bindung an Ihn keine (wahre) Freiheit. Wer soll/dürfte „glauben“, dass Christus in der Einheit des Hl. Geistes nicht in Gott-Vater sei und des Dreifaltigen Gottes Hl. Kirche nicht christlich und Seligkeit auch ohne Glauben an Ihn zu erringen sei? Selig sind vielmehr die, die das Wort Gottes (das ewige Wort Christus) hören und befolgen, seine wahren Mütter, Brüder und Schwestern. Soweit zitiert HH Kardinal Lehmann richtig. Das fällt Europäern heute nicht leichter als Bewohnern anderer Erdteile und Kulturkreise. Wo liegt der Unterschied

zwischen Brüdern und Mitmenschen, zwischen Gottesgeschöpfen und Gotteskindern, zwischen Hl. Kirche und übriger Menschheit? Es sollte nicht vergessen werden, dass Christus nicht nur der Friede, sondern auch das Schwert ist, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zugleich, und es Irrtümer und Spaltungen in Familien, Völkern, Erdteilen und der ganzen Welt geben kann, ebenso wahr, wie es „den Menschen, den heutigen Menschen, den Zeitgeist und Länder“ die einen Glauben verloren haben“ so nicht gibt. HH Bischof Johannes Dyba (+ 2000) hat einmal so formuliert: Die Engel haben nicht gesungen „Wir verkünden Euch ein großes Problem“. Die Menschen seiner Gnade (die Hl. Kirche) hat auch nicht den Auftrag zu verkünden, dass Frohbotschaft heißt, dass alle automatisch in den Himmel kommen! Der Hl. Kirchenlehrer Augustinus hat uns hinterlassen: „Der Euch ohne Euer Zutun erschaffen, will Euch nicht ohne Euer Zutun (der sich ganz hingebenden Kreuzesnachfolge im Glauben) retten!“

Hermann Mai  
85072 Buchenhüll

#### Zum Geburtstag

Dr. Gindert wird 70. Dass ein Marketingprofessor Chefredakteur einer katholischen Zeitschrift wird, ist ungewöhnlich, ein Nichttheologe also, auch wenn er in seinen Veröffentlichungen schon früh das europäische Christentum ins Visier genommen hat. Dass dieser Weg von Anfang an mit Dornen gesteckt war, ja gegen größte Widerstände von außen und innen gegangen werden musste, wissen alle, die seinen Weg begleitet haben. Aber das ficht Hubert Gindert nicht an. Unverdrossen hat der Marathonläufer ein schier unglaubliches Werk errichtet, das inzwischen das ganze katholische Deutschland erfasst und darüber hinaus wirkt: Zuerst die Initiativkreise, dann die Schriftleitung des „FELS“ – nicht nur eine geistige Leistung, sondern eine ständige

#### Gebetsmeinung des Hl. Vaters November 2003

1. dass die Christen im Westen den Reichtum der Gebote und der Liturgie des Ostens erfahren und schätzen.
2. Die Kirche Amerikas feiert ihren zweiten Missionskongress: Wir beten, dass durch diese Feier der Prozess der Evangelisierung weit über die eigenen Grenzen hinaus vorangetrieben wird.

Kärmerarbeit – und schließlich mit dem „Forum deutscher Katholiken“ und den bisher drei Kongressen in Fulda ein Podium, auf dem endlich einmal das nicht zeitgeisthörige katholische Deutschland beachtet wird. Unbeeindruckt von den Anwürfen der Presse, gerade auch der offiziellen kirchlichen, ebenso von der Treulosigkeit einiger Gefährten hat er sein Werk kontinuierlich mit altbayerischer Zähigkeit vorangebracht. Das ist auch Folge seiner Fähigkeit völlig uneitel andere potente Mitarbeiter zu gewinnen und zu aktivem Tun anzuspornen. Jederzeit bereit auf guten Rat zu hören, bleibt er doch seinen Überzeugungen treu. Durch nichts lässt er sich entmutigen. Das ist der Gehalt der alten Kardinaltugend der Tapferkeit: Standhaftigkeit, orientiert an Klugheit und rechtem Maß. Wir wünschen ihm und uns, dass er noch lange die katholische Kirche in Deutschland in Bewegung hält und gratulieren herzlich und persönlich.

Edeltraud u. Wilfried Wohlfarth  
86150 Augsburg

*Wie die Geburtstags-Laudatio in der letzten Ausgabe schmuggeln Redaktionsmitglieder auch diesen Leserbrief am Chefredakteur vorbei in den Fels um einem möglichen Veto von Herrn Prof. Gindert vorzubeugen.*

#### Anschriften der Autoren dieses Heftes:

- Dr. Alexander Desecar  
Bruchstr. 13, 57250 Netphen
- Jürgen Liminski  
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Manfred Spieker  
Universität Osnabrück  
Institut für katholische Theologie  
Schlossstr. 4, 49074 Osnabrück
- Stephan Georg Schmidt  
Holzbüttgenerstr. 14, 41462 Neuss
- Ursula Zöllner  
Karlstr. 3, 63739 Aschaffenburg

#### DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

**Verlag:** Der Fels-Verein e.V.

**Herausgeber:** Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

**Redaktion:** Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

**DER FELS** erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

**Bestellung:** An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

**Einzahlung Deutschland:** Konto Fels e.V.; Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80  
**Österreich:** Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

**Schweiz:** Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

**Andere Länder:** Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

„Wer sich von Gottes Geist leiten lässt,  
wird unvergängliches Leben ernten.“ Gal 6,8



## Pfarrer Josef Reuland

In Zeiten des Umbruchs sehen manche Menschen herausziehende Gefahren klarer als die große Mehrheit, weil sie den Kern des Übels durch alle Verschleierungen hindurch erkennen. So erging es auch Pfarrer Josef Reuland in Greimerath Kreis Trier – Saarburg in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Er ließ sich nicht blenden von den wirtschaftlichen Scheinerfolgen der Nationalsozialisten nach der Machtergreifung 1938 und auch nicht von den militärischen Erfolgen Hitlers. Vielmehr erregte die brutale Verfolgung der Juden sein Mitleid und er half ihnen, so gut er konnte. Das notierte die NSDAP – Kreisleitung sehr aufmerksam. Bei der Entfernung der Schulkreuze 1938 versammelten sich die Bewohner von Greimerath spontan vor dem Pfarrhaus, als sie erfahren hatten, dass Gestapo-Beamte das Pfarrhaus durchsuchten und den Pfarrer verhaften wollten. Pfarrer Reuland beruhigte die aufgebrachten Leute und bat sie, sich

nicht selbst in Gefahr zu bringen. Als er als Gefangener abgeführt wurde, sagte er den Leuten, er würde freiwillig mitgehen. Der Pfarrer wurde zwar bald wieder freigelassen, aber streng überwacht. Dennoch wies er in Gesprächen darauf hin, dass die Nationalsozialisten die katholische Kirche Deutschlands von Rom trennen wollten und sie zusammen mit den Protestanten und den Nationalsozialisten zu einer neuen „Deutschen Kirche“ zusammenführen wollten. Die Nationalsozialisten verwarfen die christliche Idee der Barmherzigkeit als Verweichlichung. Überdies war die Internationalität der katholischen Weltkirche den Nationalisten schon immer verdächtig. Der Volksbrockhaus und Parteizeitungen schrieben ganz offen: „Erst bei Glaubenseinheit erlangt die deutsche Volksgemeinschaft volle Festigkeit“. Reuland schrieb die Programmpunkte ab und gab sie zur Warnung an Freunde weiter. Eine Abschrift fiel der Polizei bei einer Razzia in die Hände, worauf Reuland verhaftet und zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Die Nazis fühlten sich durch ihre eigenen Pläne plötzlich bloßgestellt. Pfarrer Reuland musste nun in den Gefängnissen Münster, Essen und Bochum grausame Misshandlungen erleiden. Katholische Geistliche wurden besonders

oft geschlagen und dem Hunger und der Kälte ausgesetzt. Pfr. Reuland musste dazu noch Bomben entschärfen ohne dazu ausgebildet zu sein.

Als 1945 die amerikanischen Truppen näher kamen, wurden die Gefangenen – schlecht bekleidet und unterernährt – zu Fuß durch den Schnee in Richtung Südosten getrieben. Wer nicht mehr gehen konnte, wurde erschlagen oder erschossen. Pfarrer Reuland überlebte auf wunderbare Weise einen Genickschuss. Erst nach dem Ende des Krieges kam er – schon halbtot – in ein Krankenhaus. Dort sagte der Arzt: „Unter Tausenden überlebt nur einer einen solchen Schuss.“

Am 19. Juni 1945 kam Reuland wieder in seine Pfarrei zurück. Er bekannte: „So froh und innerlich bewegt habe ich noch kein Tedeum gesungen.“ Seine Pfarrgemeinde bereitete ihm einen überaus herzlichen Empfang. Keiner aus seiner Gemeinde hatte ihn verraten, als die Gestapo Belastungszeugen suchte. Das beweist die Treue zwischen dem Priester und seinen Gläubigen. 1958 starb er im Alter von 66 Jahren und wurde in Greimerath beigesetzt.

„In Zeiten, die der Irrsinn lenkt“ (A. Haushofer) sind Menschen mit klarer Weltsicht und Glaubenstreue ein Segen für alle. *Eduard Werner*